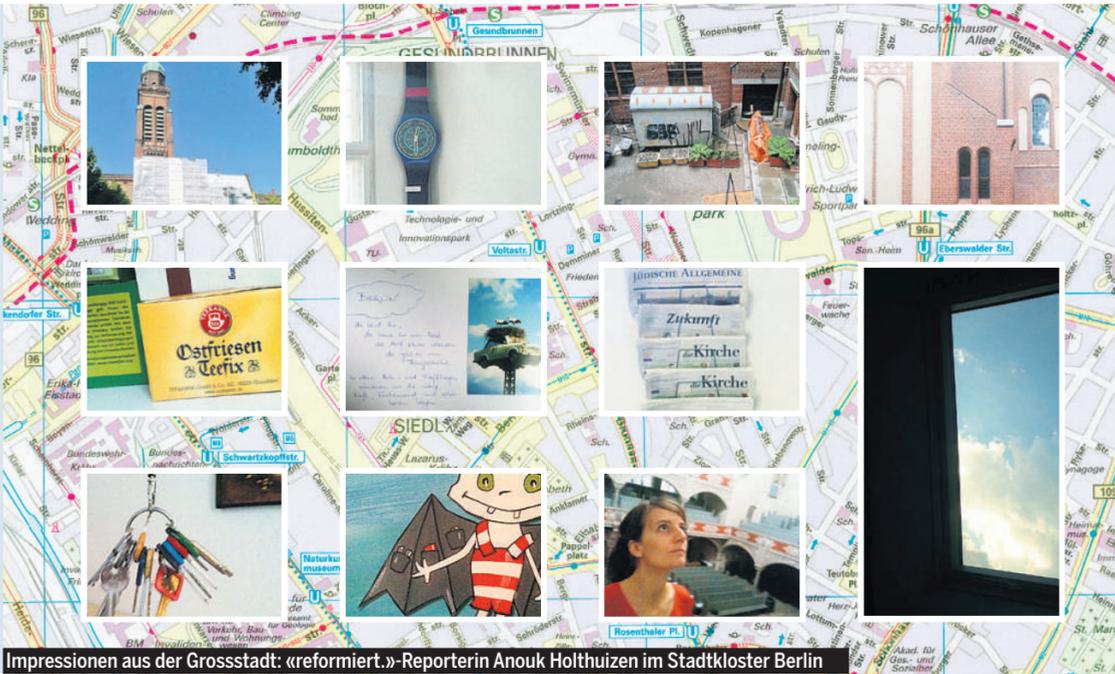


DOSSIER

Stadtkloster Berlin: Innehalten in der Megacity

RÜCKZUG. Mal durchatmen. Zur Ruhe kommen. Sich abkoppeln von der irrsinnig schnell sich drehenden Welt. Das Handy ausschalten, unerreichbar sein, dafür ganz bei sich selbst. Viele Klöster tragen dem wachsenden Bedürfnis nach Ruhe und Rückzug Rechnung und öffnen Stillesuchenden tageweise die Tore. Auch «reformiert.» hat sich fürs Dossier ins Kloster zurückgezogen – nicht in die Idylle von Hauterive oder Grandchamps allerdings, sondern in die Megacity Berlin, wo Schweizer Reformierte mitten im Trubel ein Stadtkloster betreiben. > **Seiten 5–8**



Impressionen aus der Grossstadt: «reformiert.»-Reporterin Anouk Holthuijzen im Stadtkloster Berlin



PORTRÄT

Wissenschaft in zehn Minuten

ADRIAN SUTER. Der Wettkampf heisst Science-Slam und besteht darin, dass Forscher auf der Bühne einem Laienpublikum kurz, verständlich und möglichst unterhaltsam ein wissenschaftliches Thema präsentieren. Einer von ihnen ist der christkatholische Theologe Adrian Suter. > **Seite 12**

KOMMENTAR

CHRISTA AMSTUTZ ist «reformiert.»-Redaktorin in Zürich



Von den Lilien auf dem Felde. Und visionären Ideen.

VISION. Ein bedingungsloses Grundeinkommen für alle? Ob diese Idee je finanziert und gerecht ausgestaltet werden kann, weiss ich nicht. Ich hoffe aber, dass die geplante Initiative zustande kommt. Allzu oft werden ja visionäre Pläne schon von vornherein als utopisch abgetan. Dabei lohnt sich das Nachdenken über unkonventionelle Vorschläge, die an Grundfeste rühren. Wenn sich der Wert eines Menschen nicht mehr über dessen Erwerbstätigkeit definiert, wenn er zur «Lilie auf dem Felde» (Mt. 6, 28–29) werden darf, nicht «arbeitet und spinnt» und doch wertvoll ist – was hiesse das fürs Zusammenleben?

TRADITION. Die schweizerische Gesellschaft identifiziert sich stark über Leistung und Einkommen. Wer nicht mithalten kann, wird zwar mitgetragen, steht aber unausgesprochen in der Schuld der «Erfolgreichen». Die Sozialversicherungen geraten zunehmend unter Druck, die Zukunft des Arbeitsmarkts ist ungewiss. Unbezahlte Arbeit in Familie und Nachbarschaft wird immer notwendiger. Jeder Denkanstoss, wie das soziale Gleichgewicht bewahrt werden kann, ist deshalb sinnvoll.

DISKUSSION. Die Idee eines Grundeinkommens fordert mich auch persönlich heraus. Wäre ich bereit, mein Geld mit der Nachbarin zu teilen, die gemütlich auf dem Balkon sitzt, wenn ich spät von der Arbeit nach Hause komme? Wenn ja – wäre ich es auch, wenn sie Migrantin ist? Und was kostete es mich, wenn sie ihren alten Vater nicht selber pflegte? Es tut gut, die eigenen Werte ab und zu auf den Prüfstand zu stellen – zum Beispiel mit der Frage, wie konkret das Gleichnis der Lilien für mich selbst werden darf.

Können statt Müssen

GRUNDEINKOMMEN/ Entschlackter Sozialstaat, freie Bürger auch in der Arbeitswelt – das verspricht die Initiative Grundeinkommen. Alles nur ein Traum?

Die Idee ist simpel: Jeder Mensch – vom Baby bis zum Greis und unabhängig davon, was er leistet – erhält einen Sockelbetrag, der so bemessen ist, dass er zum Leben reicht. Niemand müsste mehr arbeiten, bloss um die Existenz zu sichern, sondern weil er in der Arbeit Erfüllung findet.

Das Bestechende am bedingungslosen Grundeinkommen: Das heute äusserst komplexe Sozialsystem würde drastisch vereinfacht. Hinzu kommt, dass uns in Zeiten rasanten Automatisierungsfortschritts langsam die Arbeit ausgeht – mit dem Grundeinkommen würde das Einkommen von der Arbeit entkoppelt.

BESTECHEND. Schon der französische Staatstheoretiker Montesquieu (1689–1755) forderte, jedem Bürger mit einem staatlich garantierten Lebensunterhalt dieselben Ausgangsbedingungen einzuräumen. Heute findet sich das Konzept des existenzsichernden Grundeinkommens im Parteiprogramm der SP und in der Wahlplattform der Grünen. Aber auch marktliberale Ökonomen – der ehemalige UBS-Chefökonom Klaus Wellershoff oder Thomas Straubhaar vom Hamburger Weltwirtschaftsinstitut – zählen zu den Fürsprechern des Grundeinkommens. Dass sich die Idee also nicht im Links-Rechts-Schema verorten lässt, macht sich nun eine Gruppe rund um den Basler Unternehmer Daniel Häni zunutze: Sie will 2012 eine Initiative lancieren.

BEZAHLBAR. Natürlich kursieren auch schon Zahlen: 2500 Franken monatlich könnte ein Erwachsener erhalten, 1250 Franken ein Kind. Und es wird rege über die Finanzierung diskutiert: Umlagerung der Sozialversicherungsbeiträge, Erhöhung der Mehrwertsteuer, negative Einkommenssteuer. Der langjährige Bundesratsprecher Oswald Sigg, einer der Initianten der Idee, möchte allerdings

derzeit weder Zahlen noch Finanzierungsmodelle skizzieren. Er rät, den Abstimmungstext offen zu formulieren: «Der Bund errichtet ein bedingungsloses Grundeinkommen. Das Nähere bestimmt das Gesetz.»

Für den Sozialethiker und Theologen Hans Ruh, auch er ein Verfechter der Idee, liegen die genannten Beträge «jenseits aller realpolitischen Vernunft». Ruh fordert, die Kinder fürs Erste vom Grundeinkommen auszuschliessen, auch wenn ihm ein «Begrüssungsgeld für die Kinder auf dem Planeten Erde» sympathisch ist. Und er will auch kein bedingungsloses Grundeinkommen, sondern eins, das verknüpft ist mit einem obligatorischen Sozialdienst aller Bürger. Für Ruh ist dies nebst den umgeleiteten Sozialversicherungsbeiträgen eines der Elemente, die das Grundeinkommen finanzierbar machen. Gleichzeitig ist für Ruh klar: Das Grundeinkommen kann den Sozialstaat nicht ersetzen; die Betreuung und Begleitung problematischer Jugendlicher, Behinderter oder Suchtkranker brauche es weiterhin.

BEDENKLICH. Hier setzt die Kritik von Carlo Knöpfel ein, Mitglied der Geschäftsleitung von Caritas Schweiz. Der Ökonom wirft den Initianten vor, die Stimmbürger im Unklaren darüber lassen zu wollen, welches Modell sie favorisieren: eines mit oder ohne Sozialstaat. Tatsächlich will das an den neoliberalen Vordenker Milton Friedman angelehnte Modell alle Leistungen der Sozialversicherungen und der Arbeitslosenversicherung durch das Grundeinkommen ersetzen. Das Resultat, so fürchtet Knöpfel, wäre ein Minigrundeinkommen, welches wohl das Verhungern der Bedürftigen verhindern, aber ein Leben in Würde kaum ermögliche. **DELFT BUCHER**

www.grundeinkommen.ch



BILD: ANNETTE BOUTELLER



SCHWEIZ

Kirchliche Kampagne zum Glück

REFORMIERTE. Die Kantonalkirchen Aargau, Bern, Solothurn und Zürich bringen Ende August 400 000 Rubellose unters Volk. Wer gewinnt, kann den Betrag einem Projekt der örtlichen Kirchgemeinde spenden. Ziel der Kampagne: zeugen, was die Kirche alles tut. > **Seite 3**



VÄTER

Kostbare erste Baby-Tage

ELTERNZEIT. Die Schweizer Regelung des Vaterschaftsurlaubs ist nicht fortschrittlich. Die Aargauer Landeskirche dagegen ist mit zwei Wochen Urlaub modern. Zwei Pfarrer berichten. > **Seite 2**

KIRCHGEMEINDEN

GEMEINDESEITE. Juli ist Hochsaison für Sommerlager und Wanderwochen: «reformiert.» informiert Sie im zweiten Bund über das, was in Ihrer Kirchgemeinde läuft. > **Ab Seite 13**

Eine Geburt prägt die ganze Familie

VÄTER/ Die reformierte Aargauer Landeskirche ist mit zehn Tagen Vaterschaftsurlaub geradezu grosszügig. Zwei Pfarrer schildern ihre Erfahrungen.

Ebenbürtiges Elternsein von Frau und Mann gibt es in den Wochen nach der Geburt in der Schweiz offiziell noch nicht. Während Frauen nämlich per Gesetz ein Mutterschaftsurlaub von vierzehn Wochen mit achtzigprozentiger Lohnfortzahlung zusteht, dürfen die Väter in der Schweiz gerade mal einen bezahlten Tag im Rahmen der üblichen freien Tage für Hochzeit oder Umzug beziehen. Zwar besteht ein breiter politischer Konsens, dass das verstärkte Engagement der Väter in der Kinderbetreuung wünschenswert ist. Und auch Wirtschaftsvertreter lassen verlauten, dass qualifiziertes Personal nur zu haben sei, wenn die Betriebe familienfreundliche Arbeitszeitmodelle anbieten. Anfang Jahr veröffentlichte der St. Galler Regierungsrat eine Studie, wonach neunzig Prozent der befragten Männer eine Reduktion der Arbeitszeit wünschen. Doch Wunsch und Realität klaffen bisher weit auseinander. Vor allem im rechtsbürgerlichen Lager sieht man einen bezahlten Vaterschaftsurlaub, der diesen Namen verdient, als überflüssigen, die Sozialwerke belastenden Luxus an. Die Forderung des Gewerkschaftsverbands Travail Suisse Anfang Mai, per Gesetz einen vierwöchigen Vaterschaftsurlaub als erste «unabdingbare Etappe auf dem Weg zu einem echten Elternurlaub» einzuführen, mutet beinahe illusorisch an.

VORSORGE. In der Juni-Session des Nationalrats wurde ein neuer Versuch gestartet, die Elternschaft für Mann und Frau etwas moderner zu regeln. Eine überparteiliche Parlamentariergruppe hat gemeinsam mit dem Dachverband der Schweizer Männer- und Väterorganisationen und der Schweizer Männerzeitung die Idee einer steuerbefreiten Familienvorsorge für junge Eltern entwickelt und einen entsprechenden Vorstoss im Parlament eingereicht. Vorgeschlagen wird, dass Arbeitnehmende und Selbstständigerwerbende mit einem wählbaren Prozentsatz des Lohnes oder mit jährlichen Zahlungen ein Eltern Guthaben aufbauen. Dieses soll bei Elternschaft dazu eingesetzt werden, eine Arbeitszeitreduktion zu finanzieren. Ob diese Idee aus der blockierten politischen Debatte führt, ist vorerst offen. Zahlreiche Unternehmen wollen nicht auf neue Gesetzesvorlagen warten und zeigen sich grosszügiger. So gewährt etwa die Hälfte der öffentlichen Verwaltungen einen Vaterschaftsurlaub von fünf Tagen, die SBB und Swisscom offerieren zwei Wochen, Greenpeace gar vier.

VORREITERIN. Auch die Aargauer Landeskirche hat im Jahr 2010 den «Urlaub» für Väter eingeführt und auf zwei Wochen bei vollem Lohn festgesetzt. «Diese Vorlage war einer meiner ersten Projekte, die ich umsetzte», sagt Irmelin Kradolfer von der Fachstelle Frauen, Männer und Gender. Sie habe damit offene Türen eingerannt, wie die damalige Abstimmung im Kirchenrat zeigte: Es gab null Gegenstimmen. «Die Familie ist eine wichtige Zielgruppe der Kirche», sagt Kradolfer. «Umso wichtiger ist es, dass wir auch die Vaterschaft unterstützen.» Mit dem zehntätigen Urlaub ist die Aargauer Kirche im kantonalen Vergleich Vorreiterin. Zahlreiche Landeskirchen, etwa offerieren noch immer das Minimum – eine Ausnahme bildet die katholische Kirche im Kanton Zürich mit vier Wochen bei vollem Lohn. **ANOUK HOLTHUIZEN**



Christoph Schweizer, Pfarrer in Mellingen, mit Tochter Amelie (14 Monate)

CHRISTOPH SCHWEIZER SCHÖNE STRENGE EXTRAZEIT

«Wir hatten Glück, dass sich unsere Tochter Amelie einigermassen an den Geburtstermin hielt. So ging unsere Planung auf. In meinen zweiwöchigen Vaterschaftsurlaub fielen eine Konfirmation und ein Jubiläumfest und damit zwei wichtige Anlässe, an denen mich niemand vertreten konnte. Amelie kam zwei Tage vor der Konfirmation zur Welt. So war es für mich ein Hin und Her zwischen Hauptprobe, Spital und Gottesdienst. Darum herum organisierte ich alles so, dass ich möglichst viel bei meiner Frau und meiner Tochter sein konnte. Den Unterricht habe ich vor- und nachgeholt, und meine Kolleginnen und Kollegen übernahmen viele meiner anderen Aufgaben. Die Kirchenpflege hat mich voll unterstützt.

Amelie ist unser erstes Kind. Die ersten Tage waren daher in jeder Hinsicht sehr intensiv, wir mussten uns alle aneinander gewöhnen. Erst in dieser Zeit wurde mir richtig bewusst, dass ich Vater geworden war. Oft war viel los bei uns. Es kamen Freunde, Familie und Gemeindeglieder vorbei, um zu gratulieren und Geschenke zu bringen. Dazwischen erlebten wir immer wieder diese ungekannten, intensiven Momente als junge Familie. Alles drehte sich um die Kleine, alles war anders geworden. Auch die Nächte. Wir verbrachten nur schon viel Zeit damit, ein gutes Foto für die Geburtsanzeige zu machen. Und dann wollten wir auch das Kinderzimmer schön gestalten. Wir richteten das Zimmer fertig ein und dekorierten es. Dank des «Urlaubs» hatten wir Zeit dazu und konnten das gemeinsam machen.

Diese ersten beiden Wochen waren für mich eine sehr besondere Zeit: extra schön und extra streng. Der Vaterschaftsurlaub ist enorm wertvoll, denn die Geburt ist ein stark prägendes Erlebnis – nicht nur für mich, sondern für die ganze Familie. Es ist schön, wenn man als Vater gerade in diesen Tagen anwesend sein kann. Ich kann mir durchaus auch einen längeren Vaterschaftsurlaub vorstellen. Dennoch ist mir bewusst, dass ich mit zwei Wochen in der Schweiz zu den privilegierten Vätern gehöre.»



Thorsten Bunz, Pfarrer in Bözberg-Mönthal, mit der 1-jährigen Tochter Anna auf dem Arm und den Söhnen Jan (6) und Tobias (3)

THORSTEN BUNZ KEIN VERSTÄNDNIS FÜR VORBEHALTE

«Ich habe erstmals nach der Geburt unserer heute zwölf Monate alten Tochter Anna einen Vaterschaftsurlaub gemacht. Die beiden Buben sind noch vor Einführung des zweiwöchigen Urlaubs der Aargauer Landeskirche zur Welt gekommen. Damals konnte ich keinen Vaterschaftsurlaub beziehen. Leider.

Der Berufsalltag gibt mir Gott sei Dank viele Gelegenheiten, Zeit mit den Kindern zu verbringen. Zum einen arbeite ich in einem Siebzigprozentpensum, zum anderen kann ich mir die Arbeit relativ flexibel einrichten. So unternehme ich immer wieder mal auch nachmittags etwas mit den Kindern und arbeite erst am Abend. Das empfinde ich als ein grosses Privileg. Gerade bei Taufgesprächen fällt mir oft auf, dass viele Väter nur wenig Zeit haben, um sich ihren Kindern länger zuzuwenden. Dennoch war der Vaterschaftsurlaub auch für mich etwas Besonderes. Diese «Extra-Zeit» investierte ich weniger für meine Tochter, die damals erst zwei Wochen alt war, sondern vor allem ins Zusammensein mit meinen beiden älteren Söhnen Jan und Tobias. Sie wurden in der Zeit um den Geburtstermin herum von der Grossmutter betreut, die eine Woche nach der Geburt wieder abreiste. Ab dann war ich zwei Wochen zu Hause. So konnte sich meine Frau erholen, und die Buben mussten dennoch nicht verzichten.

Ich kann nicht verstehen, warum es Vorbehalte gegen einen Vaterschaftsurlaub gibt. Gerade in den ersten Tagen nach einer Geburt ist so vieles anders und die Präsenz des Vaters und Partners ist ganz wichtig. Und in diesen Tagen geschieht so viel Wunderbares! Als Vater hatte man vor der Geburt nur indirekt Kontakt zum Kind – danach kann man ihn endlich direkt pflegen. Ich komme aus Deutschland, wo es eine drei Jahre dauernde Elternzeit gibt, die Väter und Mütter unter sich aufteilen können, wie sie wollen. Dagegen sind zwei Wochen Urlaub sehr wenig. Aber immerhin ist es besser als nur zwei oder drei Tage, wie es in der Schweiz immer noch die Regel ist.»

Ein Glücksspiel, das keines ist

KAMPAGNE/ Ende August startet eine Werbekampagne für die Reformierten – mit Rubbellosen und Internetgewinnspiel. Ihr Erfolg hängt vom Engagement der Kirchgemeinden ab.

«Selber denken. Die Reformierten.» Die Werbekampagne der reformierten Kirche von 2001 sorgt noch heute für Gesprächsstoff. Ausgeheckt hatte sie die renommierte Zürcher Werbeagentur Wirz. Zehn Jahre später soll diese die Reformierten erneut ins Scheinwerferlicht rücken. Der Auftrag der Landeskirchen Bern, Solothurn, Aargau und Zürich lautet: Menschen in der Mitte des Lebens zu zeigen, was die Kirche vor Ort für sie Gutes tut. «Vor allem die Kirchenfernen, die aber nach wie vor Steuern zahlen, sollen wissen, wohin ihr Geld fliesst», erläutert Frank Worbs, Leiter Informationsdienst der reformierten Kirche Aargau und Spiritus Rector der Kampagne.

ENTDECKEN. Und das entstand im Kreativlabor Wirz: Ab 25. August streuen kirchliche Medien, Quartierzeitungen und Internetrundbriefe etwa 400 000 Rubbellose ins Volk. Die freigerubbelte allfällige Gewinnnummer muss auf einer (noch geheimen) Internetadresse einge-

geben werden. Der Clou: Der Gewinn in zweistelliger Höhe muss gespendet werden – an eins der Projekte, die von den mitwirkenden Kirchgemeinden auf der Internetseite präsentiert werden. So entdeckt etwa eine Frau aus Schöftland den Mittagstisch in ihrer Gemeinde und unterstützt ihn mit ihrem Gewinn. «Die Menschen sollen überraschende Angebote der Gemeinden entdecken, die ihnen ein neues Bild von Kirche vermitteln. Im besten Fall schauen sie sogar selbst einmal vorbei», hofft Frank Worbs.

WERTSCHÄTZEN. Etwa zehn Prozent der Losempfänger werden beim Spiel mitmachen, schätzt der Kampagnenleiter. Wie bei jedem Gewinnspiel kommen jedoch nur die wenigsten in den Genuss eines Hauptpreises. Dennoch sollen sich alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer angesprochen fühlen: Kirchenmitgliedern wird virtuell auf die Schulter geklopft und für ihr Dabeisein gedankt, Ausgetretene bekommen ebenfalls eine wohlwol-

gende Antwort (und können online gleich wieder in die Kirche eintreten), und wer mit dem Internet nicht vertraut ist, kann via Gratis-Hotline teilnehmen.

ABWÄGEN. Worbs weiss: «Die Werbekampagne ist ästhetisch heikel.» Laut und bunt wirbt sie für das eher stille Produkt Kirche – was etwa im Kanton Graubünden dazu führte, dass der dortige Kirchenrat die Kampagne nicht unterstützen mochte: «Sie ist uns zu schrill», begründet Markus Dettwiler, Kommunikationsbeauftragter der Landeskirche, den Entscheid, «das passt nicht zur Kultur der eher zurückhaltenden Bündner Kirche.» In den vier beteiligten Landeskirchen kann jede Kirchgemeinde selbst entscheiden, ob sie mitmacht oder nicht. Zwei Monate vor dem Start haben 136 der insgesamt 500 Kirchgemeinden ihre Teilnahme bestätigt. Während im Aargau und in Solothurn 60 Prozent der Kirchgemeinden Interesse bekundet haben, sind es in Zürich und Bern

nur je 20 Prozent. Die Gründe? Nicolas Mori, Leiter Informationsdienst der Zürcher Landeskirche, hat von «Zeitdruck», «zu vielen anderen Projekten», «ästhetischen Gründen», der «Suchtgefahr des Glücksspiels» und der «Unvereinbarkeit von reformiertem Selbstverständnis und Rubbellosen» gehört.

ÜBERZEUGEN. Thomas Gehrig, Kommunikationschef der reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn, versuchte die Skepsis seiner Gemeinden mit einem mehrseitigen Argumentarium zu parieren, in dem er «die Kampagne, die ja nur von der Gestaltung her wie ein Glücksspiel daherkommt, aber nicht wirklich eines ist», verteidigte. Während dies im Bernbiet offenbar auf wenig fruchtbaren Boden fiel, liessen sich die Aargauer nach anfänglicher Zurückhaltung überzeugen. Frank Worbs eilte von Infoabend zu Infoabend, um den komplexen Ablauf der Kampagne zu erläutern. Allerdings musste auch er schmerzliche Absagen hinnehmen. So fehlen die grossen Kirchgemeinden der Casinostadt Baden ebenso wie jene von Aarau: «Wir bezweifeln, dass kirchenferne Menschen den Weg bis zum letzten Klick auf der Internetseite beschreiten», erklärt der Aarauer Kirchenpfleger David Reichart.

AUSGESTALTEN. Frank Worbs bleibt gelassen und freut sich über die positiven Reaktionen wie jene der Pfarrerin von Frick («überraschend und innovativ») und vieler Ehrenamtlicher. Letztere verstünden die emotionale Note der Kampagne besser als einige theologische Profis, die «etwas gar intellektuell» darauf reagierten. Zugleich anerkennt der Kommunikationsfachmann die Schwierigkeit, aus der Kampagne eine klare Botschaft herauszufiltern. «Die Kernaussage könnte lauten: Die reformierte Kirche trägt zu etwas mehr Glück in dieser Welt bei. Oder: Nun reden endlich jene vom Glück, die auch etwas dazu zu sagen haben.» Aber man sei noch immer am Suchen, gesteht Worbs. Bis die Kampagne Ende August startet, ist das Kirchenglücksspiel eine Wundertüte. **REMO WIEGAND**



Mal anders: Schrill und frech wirbt die reformierte Kirche fürs «Kirchenglücksspiel»

Fr. 200 000.–

Das Kirchenglücksspiel kostet die vier beteiligten reformierten Landeskirchen (Aargau, Bern, Solothurn, Zürich) knapp 200 000 Franken. Das Geld wird vor allem in die Streuung der Rubbellose investiert. Weil eine flächendeckende Plakatierung rund eine Million Franken gekostet und das Budget gesprengt hätte, kommen nun die beteiligten Kirchgemeinden für die Plakate auf – mit der Folge, dass im Aargau und im Solothurnischen, wo etwa 60 Prozent der Kirchgemeinden mitmachen, weit mehr Werbepлакate hängen werden als in Zürich und Bern, wo nur jede fünfte Kirchgemeinde beteiligt ist.



Viele Anfragen zu evangelikalischen Gruppen

SEKTENBERATUNG/ Deutlich mehr Menschen als früher haben letztes Jahr die Beratung der Fachstelle Infosekta in Anspruch genommen. Geschäftsführerin Susanne Schaaf sagt, warum das so ist.

Susanne Schaaf, lässt die auffällige Zunahme an Nachfragen auf aktivere Sekten schliessen?

Nur zum Teil. Wir haben vergangenes Jahr unser zwanzigjähriges Bestehen gefeiert. Deshalb wurde in den Medien über uns berichtet, übrigens auch in «reformiert.». Das hat Betroffene ermutigt, mit ihren Erfahrungen und Fragen an uns zu gelangen.

Heisst das, dass viele Angehörige heute schon beim kleinsten Verdacht zum Telefonhörer greifen?

Im Gegenteil. Oft informieren sie sich zuerst im Internet. Auf unserer Website werden übrigens nicht die Informationen über bekannte Gruppen – et-

wa Scientology – am häufigsten aufgerufen, sondern jene über evangelikale Gemeinschaften. Wenn die Leute abschliessend anrufen, stellen sie berechnete, differenzierte und fundierte Fragen.

Fragen, die sich mit einem Anruf klären lassen?

Fünfundzwanzig Prozent der Anrufer haben zum ersten Mal Kontakt mit uns. Die andere Hälfte wünscht sich eine weitergehende Begleitung.

Rund ein Drittel der Anrufe betreffen Kinder und Jugendliche, ist im Jahresbericht von Infosekta zu lesen. Wer setzt sich in solchen Fällen mit Ihnen in Verbindung? Deren Eltern?

Wenn es Kinder betrifft, sind es oft entferntere Angehörige, die sich melden. Sie beobachten beispielsweise eine zunehmende Isolation der ganzen Familie und eine Vereinsamung der Kinder. Geht es um Jugendliche, kommen die Anrufe häufig von den Eltern – oder von den Jugendlichen selbst. Sie betreffen oft Freikirchen, zum Beispiel die International Christian Fellowship (ICF): Deren enthusiastische, charismatische Auftritte entsprechen dem Zeitgeist und stillen den Erlebnishunger von Teenagern. Aber bei den Angehörigen können Befürchtungen aufkommen, dass die Jugendlichen in Abhängigkeit geraten.

Bei diesen Gruppen ist die Grenze zur Sekte nicht immer einfach zu ziehen.

Deshalb verzichten wir auf den Begriff «Sekte». Zwischen einer evangelikalen Freikirche und Uriella oder der Osho-Bewegung gibt es grosse Unterschiede. Wir sprechen von sektenhaften Strukturen, die in unterschiedlicher Ausprägung zu beobachten sind.

Drei Viertel der Anfragen betreffen religiöse Kleingruppen. Lassen sich dabei besondere Trends beobachten?

Fast die Hälfte der Anfragen betreffen christliche Gruppen, besonders evangelikale Vereinigungen. Nach wie vor sind aber auch esoterische

Gemeinschaften im Aufwind. Man kann geschlossene Vereinigungen beobachten, in welche die Mitglieder praktisch hineingeboren werden, andere Gruppen wachsen durch Missionierung.

Wie gross ist das Gefahrenpotenzial solcher Gruppen?

Höchst problematisch sind Gemeinschaften, welche die körperliche und finanzielle Integrität der Mitglieder beschädigen. Doch die meisten Vereinigungen mit sektenhaften Zügen untergraben die Selbstbestimmtheit ihrer Mitglieder; das ist schlimm genug – auch wenn es nicht immer strafrechtlich relevant ist. **INTERVIEW: MARTIN ARNOLD**



SUSANNE SCHAAF

ist Psychologin und Geschäftsführerin der konfessionell unabhängigen Fachstelle für Sektenfragen Infosekta in Zürich.

Tel. 044 454 80 80
www.infosekta.ch

Seelsorge wird nicht regionalisiert

SYNODE/ Das Aargauer Kirchenparlament wählte am 8. Juni auch einen neuen Kirchenrat.

WAHL. Zu diskutieren gabs nicht viel bei der Wahl des neuen Mitglieds des siebenköpfigen Kirchenrats, der Exekutive der reformierten Landeskirche Aargau. Daniel Hehl war der einzige Kandidat, der sich an der Synode in Wettingen um die Nachfolge der zurücktretenden Kirchenrätin Mirjam Heidelberger bewarb, und er wurde mit hundert Prozent der abgegebenen Stimmen gewählt. Der 42-Jährige ist seit 1995 Mitglied der Synode, war von 2007 bis 2010 deren Präsident und ist heute Präsident der Geschäftsprüfungskommission. Hehl wohnt mit seiner Familie in Ehrendingen und tritt sein Amt per 1. Juli an.

SEELSORGE. Weiter nahm die Synode den Schlussbericht des Kirchenrats zum Projekt «Regionale Seelsorge 2011» zur Kenntnis. Mit dem Projekt war in den letzten vier Jahren versucht worden, die Seelsorge in den regionalen Krankenheimen neu von der Landeskirche her zu regeln, anstatt wie bisher von den Kirchgemeinden her – vergeblich. Das Projekt scheiterte an den Bedenken einzelner Kirchgemeinden, die sich in den zwei ausgewählten Regionen nicht zur Teilnahme an



Der neue Kirchenrat Daniel Hehl

den Pilotprojekten entschlossen konnten. Dennoch habe die Projektleitung wichtige Grundlagen erarbeitet, betonte Kirchenrätin Heidelberger. Ziel des Projekts war, allen Reformierten, die in regionalen Institutionen leben, Zugang zu aufsuchender Seelsorge zu bieten. Dies ist heute nicht überall der Fall, unter anderem weil es für die Seelsorgenden der Gemeinden aufwendig ist, ihre Mitglieder in teils weit entfernten Heimen zu besuchen. Oft sind mehr als zehn reformierte Seelsorgende in derselben Institution tätig, ohne voneinander zu wissen.

FINANZEN. Die Rechnung 2010 der Zentralkasse der reformierten Landeskirche schliesst bei einem Aufwand von 11537684 Franken mit einem Ertragsüberschuss von 255563 Franken ab. Kirchenratspräsidentin Claudia Bandixen präsentierte das Arbeitsprogramm des Kirchenrates für die Amtsperiode 2011 bis 2014, das Schwerpunkte unter anderem bei den Themen Alter, Präsenz von Frauen und Männern in der Kirche, Seelsorge und Sterbebegleitung sowie Zusammenleben verschiedener Religionen und Kulturen setzt. **SAS**

«Die Christen werden diskriminiert»

ÄGYPTEN/ Ezzat Boulos aus dem zürcherischen Wallisellen erlebte die Revolution in Ägypten mit. Der koptische Menschenrechtsaktivist sieht sein Land vor einem Aufbruch – und ist doch skeptisch.

Ezzat Boulos, Sie waren von Januar bis Mai 2011 in Ägypten. Wie haben Sie den «ägyptischen Frühling», die Revolution, erlebt?

Ich war bereits vor Beginn der Demonstrationen im Land. Als die ersten Kundgebungen einsetzten, teilte ich die Meinung vieler, dass die Regierung die Protestbewegung im Keim ersticken werde.

Eine Fehleinschätzung!

Genau, denn am 25. Januar waren es nicht mehr nur ein paar Tausend Demonstranten, sondern mehrere Hunderttausend – vor allem Jugendliche aus den Mittelschichtfamilien. Sie alle forderten Freiheit und Gerechtigkeit. Von diesem Tag an kam es dann auch zu Polizeieinsätzen, die mit voller Härte erfolgten – mit dem Einsatz von Gummischrot, Tränengas und Wasserwerfern. Hunderte von Todesopfern waren die Folge. Ab 28. Januar weiteten sich die Manifestationen auf ganz Ägypten aus; die Demonstranten forderten nun nicht mehr nur Reformen, sondern einen Regierungswechsel.

Sie waren in Kairo auf dem Tahrirplatz dabei?

Ja, es war eindrucksvoll zu sehen, wie die Menschen dem Druck standhielten und so lange nicht zurückwichen, bis Mubarak gestürzt war.

War es ein Zufall, dass Sie sich gerade zu der Zeit in Ägypten aufhielten?

Ich lebe in der Schweiz, bin aber auch oft in Ägypten. Als Chefredaktor der Onlinezeitung «Copts United» habe ich dort vierzig Angestellte. 2010 war ich wahrscheinlich die Hälfte des Jahres dort. In dieser Zeit des Umbruchs wird es natürlich sehr viel öfter sein.

Damals, bei Beginn der Revolution ...

...war mir klar: Ich bleibe jetzt hier, um diesen Epochenwechsel zu erleben und zu sehen, wie die Dinge sich entwickeln.

Und, wie werden Sie sich entwickeln?

Gegenwärtig wird ja die neue Verfassung ausgearbeitet.

Es muss jetzt eine total neue Verfassung erarbeitet werden – zu einem Flickwerk an der alten darf es nicht kommen. Und die Verfassung muss von Personen erarbeitet werden, die sich in juristischen und politischen Angelegenheiten

auskennen – nicht von denjenigen, die ihr eine religiöse Ausrichtung verpassen wollen. So kann es beispielsweise nicht sein, dass die Scharia in der ägyptischen Verfassung ein Teil der Rechtsgrundlage ist, wie das bisher der Fall war. Es kommt jetzt darauf an, einen wirklich zivilen Staat zu gestalten. Auch die Jugendlichen haben das seit dem 25. Januar bei ihren Demonstrationen gefordert.

Also Demokratie für Ägypten und die Trennung von Staat und Religion?

Ja, ein religiös regierter Staat ist für viele Ägypter nicht akzeptabel, ein ziviler wird dagegen von der Mehrheit der Menschen befürwortet.

Wie beurteilen Sie die gegenwärtige Lage der religiösen Minderheiten in Ägypten?

Die grösste Minderheit im Land sind die Christen. Und die werden und wurden immer schon benachteiligt und diskriminiert.

Können Sie Beispiele nennen?

Einmal die Vergabe von staatlichen Stellen durch die Behörden. Christen haben fast keine Möglichkeit, bei der Polizei,

im Innen- und Aussenministerium eine solche Stelle zu erhalten. Es gibt zum Beispiel an den 42 Universitäten keinen einzigen christlichen Rektor. Oder Arbeitgeber sagen, dass sie für eine Stelle unbedingt Frauen mit Kopftuch wollen – so scheiden Christinnen von vornherein aus.

Aber der koptische Glaube kann in Ägypten immerhin frei gelebt werden?

Nehmen wir den Bau einer Kirche. Wenn Kopten eine Kirche bauen wollen, bekommen sie häufig keine Bewilligung dafür. Falls sie sie doch erhalten, melden sich oft Beamte des Innenministeriums und sagen: Auch wenn der Staat diese Kirche bewilligt hat, darf sie aus Sicherheitsaspekten nicht gebaut werden: Die Muslime in der Nachbarschaft könnten sich beleidigt fühlen, und es würden deswegen Unruhen entstehen. Es gibt auch ein Gesetz, dass eine Kirche nicht in der Nähe einer Moschee gebaut werden darf.

Geben viele Kopten da nicht einfach auf?

Besonders unter den Jugendlichen gibt es den starken Wunsch auszuwandern. Nach den Brandanschlägen in Kairo und in Oberägypten haben manche die Hoffnung auf eine bessere Zukunft verloren und wollen ihr Glück im Ausland versuchen. Aber die Türen stehen weder den auswanderungswilligen Christen noch anderen Ägyptern weit offen.

Und was ist mit denen, die im Land bleiben? Versuchen die Kopten, vor den Wahlen eine politische Partei zu gründen?

Wir sind ein Teil der ägyptischen Gesamtgesellschaft und wollen zusammen mit liberalen Muslimen eine politische Plattform bilden. Die Kopten werden sich jetzt mehrheitlich den liberalen Parteien anschliessen. Wir wollen uns als Nation nicht auseinanderdividieren lassen.

Das Militär will bereits im September Wahlen abhalten. Reicht den säkularen Kräften diese Zeit, damit sie sich organisieren können?

Es wird für die liberalen Strömungen sehr schwierig sein, sich bis dahin in Parteien zu sammeln. Deshalb wäre es uns lieber, die Wahlen würden später stattfinden.

INTERVIEW: JÜRGEN DITTRICH, DELF BUCHER



Ezzat Boulos möchte eine stärkere Trennung von Staat und Religion in Ägypten

Ezzat Boulos

ist Chefredaktor der Onlinezeitung «Copts United», die in arabischer und englischer Sprache erscheint und über die Lage der Kopten in Ägypten berichtet. Zugleich engagiert er sich in der Stiftung Coptic Foundation for Human Rights, die sich für die Rechte der Kopten in Ägypten starkmacht. Boulos ist ägyptisch-schweizerischer Doppelbürger, ist verheiratet und hat vier Kinder. Er lebt in Wallisellen (ZH).

www.coptsunited.com

DER KONFLIKT

ÄGYPTEN

KOPTEN: VERLETZBAR UND BENACHTEILIGT

Die Kopten, die grösste christliche Minderheit im arabischen Raum, leben nicht erst seit dem Massaker in Alexandria Anfang Jahr im Belagerungszustand. Zwischen 2008 und 2010 wurden offiziell fünfzig gewalttätige Angriffe auf sie gezählt. Die Bezeichnung Kopten steht in Ägypten für alle Christen, ob koptisch-orthodox, katholisch oder evangelisch. Die Mehrheit bilden die Orthodoxen mit rund neunzig Prozent. Wie gross der Anteil der Kopten an der Gesamtbevölkerung ist, ist nicht klar. Amtliche Stellen weisen sechs Prozent aus, die koptische Kirche geht von fünfzehn Prozent aus. Hinter dem Streit um die Zahlen verbirgt sich die mangelnde Vertretung der

Kopten in staatlichen Ämtern, die auf Diskriminierung zurückzuführen ist. Während zahlreiche Kopten unter osmanischer und britischer Herrschaft ranghohe Ämter bekleideten, wurden die Kopten vom Regime Präsident Nassers (1954–1970) als verlängerter Arm des Westens betrachtet. Als der ehemalige Präsident Anwar as-Sadat 1972 die Scharia anerkannte, wurde die Religionsfreiheit in Ägypten ausser Kraft gesetzt, und die Position der Kopten verschlechterte sich auch in rechtlicher Hinsicht. Kopten engagieren sich heute mehrheitlich in Parteien, welche die religiöse Freiheit wieder zum Grundsatz der Verfassung machen wollen. **BU/AHO**

DEUTSCHLAND/ Fassaden sanieren, Gäste bewirten: Warum richten Reformierte in Berlin ein Kloster ein?

SCHWEIZ/ Kirchen freigeben, Pfarrhäuser umnutzen: Warum gibts in Zürich oder Bern kein Stadtkloster?

Rückzug nach BERLIN

STADTKLOSTER/ Eine Insel der Stille mitten in der pulsierenden Grosstadt: Wie soll das gehen? Reportage aus dem Kloster Segen in Berlin, das von der reformierten Schweizer Communität Don Camillo geführt wird.

EDITORIAL

SAMUEL GEISER ist «reformiert.»-Redaktor in Bern



Kloster auf Zeit

RÜCKZUG. «Ich bin dann mal weg!» Wer kennt sie nicht, die Sehnsucht, einfach aus dem Alltagstrott auszubrechen, die Zelte abzubauen und ohne E-Mail und Handy, Verpflichtung links und Termine rechts neu wieder aufzuschlagen – ganz woanders und ganz für sich? Zum Beispiel in einem Kloster: Die gestresste Managerin, der überforderte Hausmann, die Schriftstellerin mit Schreibstau, der Lehrer mit Burn-out-Symptom kündigen ihre Alltagspflichten temporär – und profitieren vom Angebot «Kloster auf Zeit». Katholische, buddhistische und evangelische Orden und Kommunitäten öffnen ihre Tore für all jene, die im Rhythmus von Arbeit und Andacht zur Ruhe kommen wollen.

AUFBRUCH. Auch «reformiert.»-Reporterin Anouk Holthuizen ging ins Kloster. Aber nicht in die Abgeschiedenheit eines Landklosters, sondern ins evangelische Stadtkloster Segen in der lauten Megacity Berlin. Warum? Weil das Projekt der Communität Don Camillo in einer kaum genutzten Berliner Kirche ein Experiment ist – das ruhig in die Schweiz ausstrahlen dürfte.

Eine Liste mit Tipps zu «Kloster auf Zeit»-Angeboten in der Schweiz finden Sie auf www.reformiert.info

ANOUK HOLTHUIZEN TEXT UND BILD

«Pause bitte!» In den letzten Jahren meldete sich der Wunsch immer öfter: niemandem zuhören und mit niemandem reden zu müssen, mich nur mir selbst zuwenden zu dürfen. Mindestens zwei Tage. Eine Woche. Am liebsten Monate, wäre da nicht ein Muttergewissen. Die Sehnsucht wuchs mit der Zunahme von Menschen und Aufgaben, die in meinem Leben Platz beanspruchten: Mann, Kinder, Freunde, Job. Letzten Herbst drückte ich erstmals auf den Pausenknopf. Zog mich für eine Woche in eine Abtei in wunderschöner Natur zurück. Las, meditierte und schlief, wann immer ich wollte. Danach ging es mir so gut wie lange nicht mehr. Ich sprühte vor Energie. Ein paar Wochen lang.

ABTAUCHEN. Jetzt, acht Monate später, gehe ich erneut in ein Kloster. Ich habe nur drei Tage Zeit und nicht den Anspruch, mich in Versenkung zu üben. Vielmehr möchte ich sehen, was das für ein Ort ist, der sich als Insel der Stille mitten im brausenden Leben anpreist. Das Stadtkloster Segen steht in Berlin, Prenzlauer Berg, an der vierspürigen Schönhauser Allee. Hier, inmitten von Kleiderläden und Kneipen, in einem roten Backsteinbau, lebt seit vier Jahren die evangelische Lebens- und Arbeitsgemeinschaft Don Camillo, die ihren Hauptsitz im neuenburgischen Montmirail hat: Barbara und Georg Schubert mit ihrer jüngsten Tochter, Felix und Corinne Dürr mit drei ihrer vier Kinder sowie Urs Trösch und Ulrike Fey. Ausser Ulrike sind alle Schweizer. Sie möchten aus dem Ort, der bis zu ihrem Einzug 2007 ein darbenes Kirchengemeindezentrum war, eine Begegnungsstätte machen (Box S. 6). Die Communität lebt in drei Wohnungen im nördlichen Hausteil.

ANKOMMEN. Noch ist die Kirche nur während der Gebetszeiten offen. Oder wenn es Projektleiter Georg Schubert, wie heute, in seinem Büro mal wieder zu laut ist und er seinen Laptop deshalb in der Kirche aufklappt. Die Communität ist zu sehr mit den Renovationsarbeiten von Fassaden, Wohnungen und Treppenhäusern beschäftigt, als dass ständig jemand in der Kirche sein könnte. Als Georg Schubert mir im Innenhof die Hand schüttelt und mich mit Baslerakzent freundlich begrüsst, dreht sich gerade ein Bohrer schrill in die Ostfassade, die in ein Baugerüst gepackt ist.



STADTKLOSTER SEGEN BERLIN
 Mitten in Berlin, im quirligen Prenzlauer Berg, steht das Stadtkloster Segen – an der viel befahrenen Schönhauser Allee, im ehemaligen Ostberlin. Das evangelische City-Kloster wurde aus der Not geboren: Viele Kirchen in Berlin sind unternutzt, den Gemeinden fehlt das Geld für dringende Renovierungen. Vor vier Jahren sind in der Berliner Kirchgemeinde Prenzlauer Berg Nord zwei Familien und ein Single der reformierten Schweizer Community Don Camillo aus Montmirail NE eingezogen. Seither renovieren sie die hundertjährige Segenskirche, laden Quartierbewohnerinnen und Touristen zweimal täglich zum liturgischen Tagzeitengebet ein, beherbergen Kirchgemeinde- und Konfirmationsgruppen und bieten Glaubenskurse an. Die Community Don Camillo lebt in Gütergemeinschaft. Durch gemeinsames Arbeiten und Beten am selben Ort will sie «christliches Leben sichtbar machen» – und eine spirituelle Oase in der Grossstadt schaffen. SEL
 www.stadtklostersegende.de

«Irgendwann wird das schon noch ein Ort der Stille», verspricht Georg mit einem Seufzer, der verrät, dass die jahrelangen Sanierungsarbeiten an die Nieren gehen. Mit einem dicken Schlüsselbund in der Hand – «wir müssen hier leider alles abschliessen» – führt er mich zu meinem Zimmer, das gleich unter den Kirchenglocken liegt. «Sie läuten nur um 12 und um 18 Uhr», beruhigt mich Georg Schubert lächelnd. Aussicht gibt es keine, die Fassadenverkleidung deckt auch die Fenster zu. Ich stelle meinen Koffer ab und falle aufs Bett. Was kommt jetzt? Zunächst der Dachdecker, der gerade über das Gerüst geht und mir durchs offene Fenster grinsend zuwinkt: «Willkommen im Stadtkloster!»

EINLEBEN. Es läutet zum Mittagsgebet. Im Innenhof begegne ich einer Frau mit schwarzem Kraushaar, die aus dem gegenüberliegenden Wohnhaus Richtung Kirche rennt und mir lachend zuruft: «Vor lauter Baulärm hab ich nichts gehört.» Es ist Georg Schuberts Frau Barbara, die heute für das Gebet zuständig ist. Sie zündet die Kerzen an, setzt sich in die erste Reihe rechts und stimmt nach dem Abklingen der Glocken einen Psalm an. Die anderen setzen ein, Frauen und Männer nach einem alten Ritus getrennt. Wir sind zu siebt. Die Töne hallen durch den grossen Raum. Ich höre bloss zu. Bei so wenigen Stimmen würde auffallen, dass ich weder Melodie noch Tonlage beherrsche. Dann sind wir fünf Minuten still. Das ist ein zentraler Bestandteil der Stundengebete: «Wenn die Leute aus der Kirche gehen, gucken sie gleich wieder aufs Handy. Dann hat niemand mehr Zeit, das Gesagte zu reflektieren», sagt Georg Schubert später. Nach fünfzehn Minuten verlässt die kleine Schar die Kirche. Nur drei Leute waren Auswärtige, der Rest Mitglieder der Stadtklostergemeinschaft. Ich bleibe in der Kirche und verliebe mich zum ersten Mal in ein Gotteshaus. Über dem viereckigen Raum ist eine achteckige Kuppel, rechts und links vom Chor eine Empore, über dem Eingang gar deren zwei. Die Bänke sind hellblau gestrichen, die Balustraden rot, mit weissen Blumenornamenten. Alles wirkt schlicht und voller Geschichte. Die Orgel sieht aus, als habe sie seit Jahren niemand

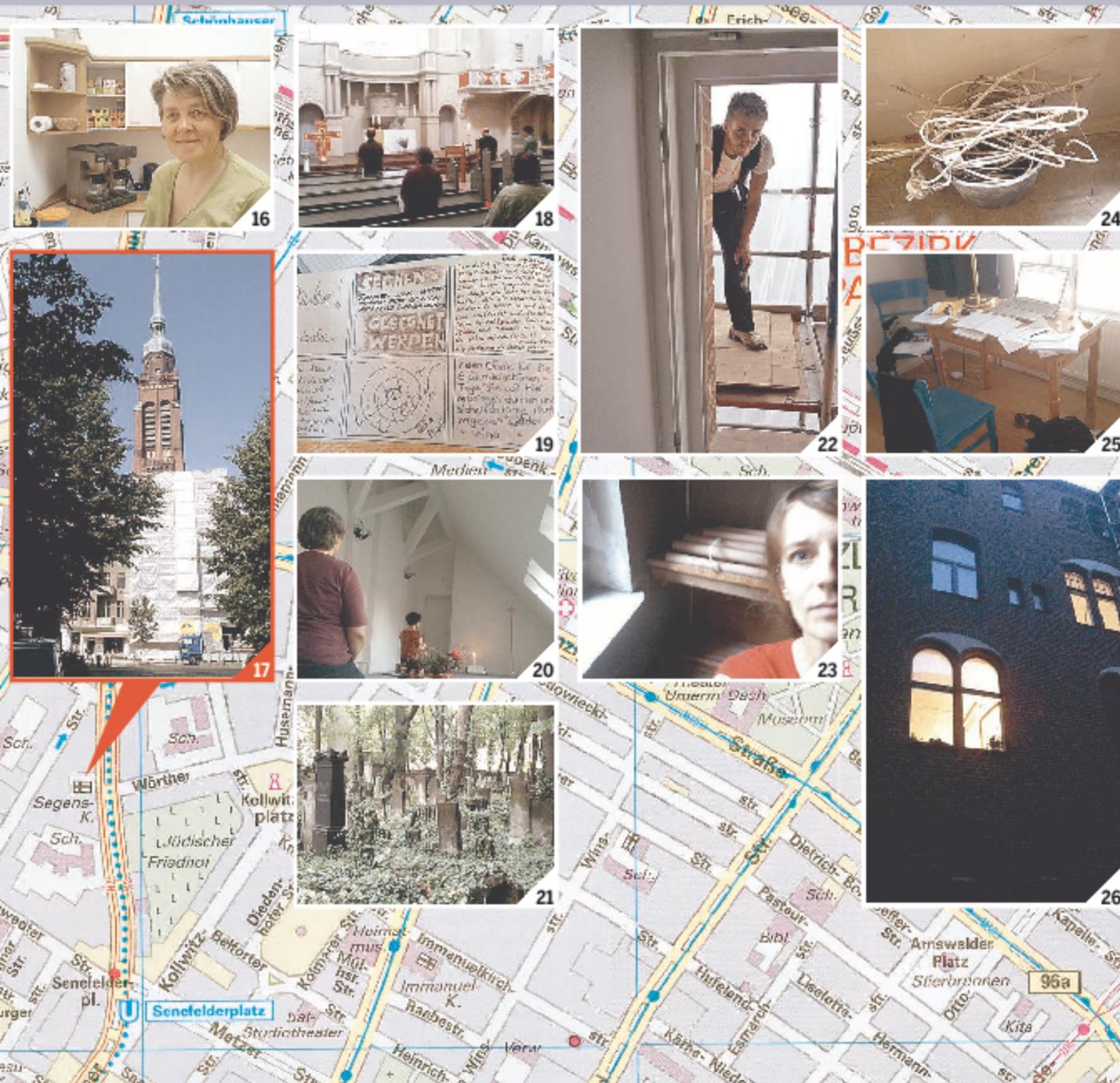
berührt. Doch am Abend wird eine Zahnärztin aus dem Quartier sich hier für ihre nächste Orgelkollktion vorbereiten.

AUSKOMMEN. Vor hundert Jahren drängten sich sonntags tausend Leute in die Kirchenbänke. 2011 sitzen in der Sonntagabendbesinnung, die den Morgengottesdienst abgelöst hat, dreissig bis fünfzig Personen. «Seit wir da sind, hat sich die Zahl verdoppelt», erzählt Georg Schubert. Es kämen junge Leute aus dem Kreativmilieu, auffallend viele Männer. Auch Touristen und neugierige Passanten. In einer Stadt, in der gemäss Statistik nur 2,3 Prozent der Kirchenmitglieder den Gottesdienst besuchen, ist das ein Erfolg. «Die Leute sagen mir, es gefalle ihnen, dass eine Lebensgemeinschaft den Laden führt – und nicht Kirche im traditionellen Sinn stattfindet», erzählt Schubert. Er, der bis 1987 als Geschichts- und Geografielehrer arbeitete, bevor er zwanzig Jahre lang die Community Don Camillo in Montmirail führte, hat eine Laienpredigerausbildung. Um die Gebete kümmern sich die Mitglieder der Community aber gleichermassen – wie ums Kochen und die Betreuung der Gäste auch. Zusätzlich haben alle ihre Spezialgebiete: Barbara Schubert ist Exerzitienleiterin und geistliche Begleiterin, Corinne Dürr macht Workshops mit Konfirmanden und das Kinderprogramm, Felix Dürr die Bauleitung und die Musik im Gottesdienst. Der Alltag im Backsteinbau ist nicht klösterlich im strengen Sinn, die Mitglieder verpflichten sich nur für eine bestimmte Zeit, die Regeln der Community zu befolgen: gemeinsam zu beten und mit einem bescheidenen Lohn aus der Gemeinschaftskasse zu leben, die mit Spenden und den Einkünften aus der Hotellerie gefüllt wird.

ERINNERN. Das Mittagessen muss ich mir ausserhalb besorgen – für Kurzaufenthalter gibts nur Frühstück. Um die Ecke bleibe ich unschlüssig vor einem tollen Kleiderladen stehen: Darf man shoppen, wenn man den Geist eines Klosters erfahren will? Der Kopf sagt Nein, der Bauch meint: du hast sonst nie Zeit dazu. Zum Glück knurrt er, ich gehe weiter. Die Sonne brennt so heiss vom Himmel, dass ich starkes Verlangen nach der kühlen Se-

genskirche bekomme. Auf dem Rückweg entdecke ich schräg gegenüber des Klosters einen jüdischen Friedhof. Durch ein schmiedeeisernes Tor betrete ich einen Zauberwald. Von Efeu umrankt, stehen Hunderte Grabsteine, graue, schwarze, in allen Grössen. Durch das dichte Blätterdach, in dem Hunderte Vögel zwitschern, dringen dünne Sonnenstrahlen. Ich laufe über schmale Mauerchen zwischen den Gräbern durch. Die Natur vermag das Grauen nicht zu überwindern, das die Todesjahre offenbaren: 1943, 1944. Lange bleibe ich am Grab einer Frau sitzen, die so alt war wie ich, als sie starb. Als ein lauter Donner über den Himmel rollt, gehe ich zurück ins Kloster.

AUFTANKEN. In Abständen von wenigen Sekunden erhellen Blitze mein Zimmer. Das Himmelsspektakel hinter dem Fassadentuch kann ich nur erraten. Als es in Strömen zu regnen beginnt, möchte ich die Tropfen aufs Kirchendach trommeln hören. Doch im Innenhof ist kein Durchkommen, das Wasser steht knöcheltief. Eine neue Kanalisation ist dringend notwendig, der Keller muss nach jedem grossen Unwetter ausgeschöpft werden. Plötzlich kommt kreischend eine Gruppe Teenies angerannt. Pitschnass kehrt eine siebzehnköpfige Thurgauer Konfirmandengruppe von einem Ausflug zurück. Im Treppenhaus wringen sie lachend ihre Haare aus und schlüpfen aus den nassen Schuhen. Eine Frau kommt dazu und ruft: «Ich hol euch einen Wäscheständer!» Die Frau heisst Clara und ist Pfarrerin in einer Baselbieter Gemeinde. Während wir unter dem Turmbogen dem Regen zuschauen, erzählt sie: «Ich wollte eine Auszeit nehmen, aber nicht alleine sein.» Dass sie hier bei Don Camillo sei, dürfte einige Leute erstaunen. «Ich bin Befreiungstheologin und auf einer anderen Linie als die Leute hier.» Don Camillo vereine verschiedene Frömmigkeiten: den einfachen Jesus-Glauben ihres Namensgebers Don Camillo, die Nüchternheit der reformierten Volkskirche, aber auch Impulse aus der charismatischen Erneuerung und dem Pietismus. Doch wer wie glaube, spielt für Clara keine Rolle: «Die Camillos üben eine starke Kraft auf mich aus. Ohne grosse Worte ziehen sie ihr Projekt durch.» Wie viele



1. Mein Zug zum Rückzug. Das Quietschen der U-Bahn dringt aus den Luftschächten der Schönhauser Allee, wo das Kloster Segen steht.
2. Die Glocken hängen gleich oberhalb meines Gästezimmers Nr. 41. Gott sei Dank läuten sie nur um 12 und um 18 Uhr.
3. Im Bilderbuch führt Fred Fledermaus Kinder durch die vier Kirchen der Kirchengemeinde Prenzlauer Berg Nord.
4. Das Leben im Stadtkloster Segen ist eine Baustelle. Auch der Eingang ist verhüllt.
5. Der Stadtteil Prenzlauer Berg: Immer mehr Gutverdienende besetzen das einstige Alternativquartier und lassen die Wohnungsmieten steigen.
6. Ich habe hier eine Familie gefunden. Urs Trösch, 44, zog von Spiez BE nach Berlin ins Stadtkloster.
7. Die Einschusslöcher aus dem Zweiten Weltkrieg in der Wand des Gästehauses stehen unter Denkmalschutz. Die Schönhauser Allee war einige Tage Frontlinie zwischen russischer und deutscher Armee.
8. Im Bild: Die Segensgeste von Jesus.
9. Barbara Schubert ist ein Herz der Herzlichkeit und Fröhlichkeit. Im Winter hat sie sich beim Tanzen den Fuss gebrochen.
10. Die Judenverfolgung der Nazizeit ist in Berlin auch heute noch allgegenwärtig.
11. Vier Treppenhäuser sorgen im Stadtkloster für den täglichen Sport.
12. Im Frühstücksraum sitzt man auf Augenhöhe mit den Evangelisten.
13. Ulrike Fey und Praktikant Hanns. Hanns studiert Theologie an der Berliner Humboldt-Universität und findet die Schweizer Wein interessant. Völkchen.
14. Pfarrer Gisbert Mangliers trieb die Idee des Stadtklosters voran und fragte die Community Don Camillo, ob sie sich nicht in Berlin niederlassen könnten. Soeben ist er Grossvater geworden.
15. Klosterhilfe übers Kreuz: Die Marmelade stammt aus der Abtei Maria Laach.
16. Die Baselbieter Pfarrerin Clara macht im Stadtkloster Segen eine Auszeit: Ich fühle mich hier enorm frei.
17. Von aussen kaum erkennbar: Die Frontfassade des Stadtklosters ist bis August in ein Fassadengerüst gepackt.
18. Tagzeitengebet in der Klosterkirche Segen: Psalmen singen, in sich gehen, schweigen.
19. Im Gästebuch wird auf jeder Seite die Gastfreundschaft gelobt. Zahlreiche Leute waren schon mehrmals hier.
20. Unter dem Dach wurde ein Raum der Stille gebaut. Hier, wo der Strassenlärm nicht zu hören ist, finden Meditationen statt.
21. Der jüdische Friedhof auf der anderen Seite der Schönhauser Allee wird allmählich vom Efeu überrannt.
22. Was sieht man, wenn man aus dem Zimmerfenster blickt? Den Dachdecker.
23. Die Autorin, von der Schönheit der Kirche betört.
24. Kabel-statt Gurkensalat in Zeiten der EHEC-Mikroben.
25. Hier wurde geschrieben, was jetzt hier steht. Die renovierten Gästezimmer sind schlicht und schön.
26. Endlich, am Abend, sind die Bohrmaschinen still. Die Mitglieder der Community Don Camillo leben in drei Wohnungen neben der Kirche.

andere Langzeitgäste bereitet Clara am Morgen jeweils das Frühstück für die Besucher vor oder putzt die Gästezimmer. Nachmittags erkundet sie die Stadt. Seit sechs Wochen ist sie hier, in zwei Wochen kehrt sie heim. Freut sie sich? «Es geht so. Ich fühle mich hier enorm frei.»

NACHDENKEN. Am nächsten Morgen sitzen die Ostschweizer Konfirmanden schläfrig ihr Brot kauend im Frühstücksraum und lauschen ihren vier Leitern, die laut darüber nachdenken, ob es in Berlin noch anderes gebe als bloss «Görriwuerscht». Nach dem Frühstück macht Corinne Dürr mit den Jugendlichen einen Workshop. Sie sollen skizzieren, wo sie in zehn Jahren stehen. Corinne will ihnen zeigen, welche unerwartete Wendungen das Leben nehmen kann. Auch bei ihr: Als sie sich vor 28 Jahren zur Direktionsassistentin ausbilden liess, hätte sie nie gedacht, mal ein Kloster mitzuleiten. Oder ein Buch herauszugeben: Mit dem eben erschienenen Büchlein «Fred Fledermaus» können Kinder die vier Kirchen der Kirchengemeinde Prenzlauer Berg Nord erkunden. Auch hätte sie sich nie vorstellen können, dass drei ihrer vier Kinder mal in einer Grossstadt aufwachsen. Nur der älteste Sohn ist in der Schweiz geblieben, er absolviert eine Lehre. «In Montmirail gingen die Kinder meist an den See – hier sind sie oft den ganzen Tag in der Stadt unterwegs, wir sehen sie nur abends.» Die siebzehnjährige Tochter zieht am liebsten mit dem Fotoapparat durch Berlins Bau-ruinen. Am religiösen Leben müssen die Kinder nicht teilnehmen. Und sie tun es auch nur selten.

PLATZ SUCHE. Ein neues Leben führt auch Urs Trösch. Bis vor drei Jahren wohnte der 44-Jährige in Spiez, arbeitete im Bahnreisezentrum und lebte in einem Singlehaushalt. «Ich suchte ein Leben in einer Gemeinschaft – und habe es bei Don Camillo gefunden», sagt er, während er auf einem Drehstuhl im Gemeindebüro sitzt. Hier fühle er sich geborgen, hier spüre er ein grosses Feuer für dieses Projekt – auch wenn die Community ihre Rolle erst noch finden müsse: «Zum einen sind wir noch immer nicht in Berlin angekommen, zum anderen ist unklar, welchen Platz uns die Kirchengemeinde

zugedacht hat.» Mit deren hierarchischen Strukturen habe die Community bisweilen ihre liebe Mühe. «Trotzdem fühlen wir uns willkommen.» Don Camillo lädt die Nachbarn regelmässig zu Gartenfesten ein und pflegt Kontakte zu den Eltern der Klassenkameraden ihrer Kinder.

GOTT KNIPSEN. Das Mittagsgebet macht Corinne. In den Kirchenbänken sitzen ausser ihr nur vier Leute: Georg, Clara, Ulrike, ich. Die Konfirmanden sind nicht dabei. «Wir sind hier schon genug mit Gott beschäftigt», hatte mir am Morgen einer der Jungen erklärt. In Berlin müssen sie Gott mit der Fotokamera einfangen. Etwa im Gesicht einer jungen Frau, die mit geschlossenen Augen lächelnd im Platzregen steht. Nach Corinnes Gebet stimmt die Gruppe einen Psalm an, doch das Chörlein fällt bald auseinander. «Lasst uns den Rest besser lesen», sagt Georg. Alle lachen. Durch die offene Tür dringen Autolärm, die Rufe der Handwerker und der metallene Klang von Gerüststangen.

KRAFT SCHÖPFEN. Heute bin ich eingeladen, am gemeinsamen Mittagessen der Community teilzunehmen. Reihum wird gekocht, Barbara ist dran, wir sitzen am grossen Holztisch in der Küche der Schuberts. Ihre Tochter und die Kinder der Dürrs essen, wie alle Berliner Schüler, in der Schule. Barbara stellt eine Schüssel mit Bohnen, Karotten und Wienerlistücken auf den Tisch. Dazu gibt es Kartoffelstock. Wegen des EHEC-Erregers verzichten sie momentan auf rohes Gemüse.

Am Tisch sitzt auch Ulrike Fey. Sie ist die Einzige, die ausserhalb des Klosters wohnt. Das Leben mit den Don-Camillo-Leuten sei bisweilen auch schwierig, erzählt sie nach dem Essen: «Manchmal habe ich das Gefühl, dass ich nicht richtig an die anderen ran komme. Vielleicht kommunizieren Schweizer halt anders als Deutsche. Zudem leben die Don Camillos ihren Glauben schon so lange, während ich die Spiritualität erst vor Kurzem entdeckte.» Ulrike arbeitete in einer Unternehmensverwaltung in Freiburg i. Br., bevor sie während einer Auszeit im Lassalle-Haus in Zug das Leben in einer Glaubensgemeinschaft entdeckte. Seit zwei Jahren ist sie nun beim Projekt Stadtkloster

dabei und zuständig für die Hauswirtschaft. «Eigentlich würde ich meine Fähigkeiten gern auch in anderen Bereichen – in der Spiritualität, in der Kultur – einbringen, doch ich fühle mich wenig gefragt.» Auch wünscht sie sich Massnahmen gegen die zunehmende Erschöpfung, die sich bei allen breit macht. Und dass sich die Mitglieder der Gemeinschaft öfter gegenseitig ermutigen.

EINMITTEN. Am Abend macht Barbara Schubert in der Dachkappelle eine Einführung in die Meditation, im Seminarraum findet ein Glaubenskurs statt. Mit ihren leuchtenden Augen erklärt sie die Grundsätze der Meditation. Vier Frauen hören zu: zwei Gäste aus dem Quartier, Pfarrerin Clara und ich. Wir singen, ich murmle, «Geh aus mein Herz und suche Freud». Dann sollen wir 25 Minuten lang in uns gehen. Ich lege mich auf den Rücken und schaue durchs Dachfenster den Wolken zu. Der Himmel über Berlin bringt mein Gedankenkarussell zum Stillstand. Als am Ende der Stunde alle ihre Schuhe anziehen sagt Barbara: «Nächstes Mal verteilen wir mehr Einladungen.»

AUSBLICKEN. In der Küche wäscht Georg Schubert das Geschirr der Glaubenskurs-Gruppe. Gisbert Mangliers trocknet ab. Er ist einer der vier Pfarrer der Kirchengemeinde Prenzlauer Berg Nord und einer der ideellen Gründer des Stadtklosters. «Ich bin Grossvater geworden», sagt er stolz, während er Gläser auf ein Wägelchen stapelt. Georg hält inne und schaut ihn mit grossen Augen an. «Ehrlich?» Mangliers nickt, «heute Mittag um fünf nach zwölf.» «Schön!», sagt Georg und taucht den Schwamm wieder ins Wasser. «Dann kannst du mir sagen, wie das geht. Wir werden im Juli Grosseltern.» Die beiden Männer strahlen sich an.

Gegen Mitternacht öffne ich mein Zimmerfenster und klettere klopfenden Herzens auf das Baugerüst. Unter mir rauschen die Autos über die Schönhauser Allee. Zwischen Backsteinwand und Fassadentuch gehe ich auf Holzbrettern bis zum Ende des Gerüsts. Hier ist der Blick frei auf das Lichtermeer des Berliner Ostens. Es weht ein leichter, kühler Wind. Es ist so schön, ich kann kaum atmen.

Städtebau: Fotos: M. A. (Dachkappelle) P. 41, 2011/2010/11/11/11

Damit die Kirche im Zentrum der Stadt bleibt

BERLIN/ Er ist reformiert, verheiratet – und lebt im Kloster: Was treibt Georg Schubert an, im trendigen Quartier Prenzlauer Berg das evangelische Stadtkloster Segen aufzubauen, samt Stundengebet?

Georg Schubert, Sie kommen eben aus dem Stundengebet des Stadtklosters. Wie viele Leute waren anwesend?

Heute Mittag waren wir von der Community Don Camillo, die das Stadtkloster betreibt, allein unter uns. Das ist selten der Fall. Meistens schliessen sich zwei, drei Leute aus dem Quartier oder aus der Stadt an. Und sonntags kommen jeweils zwischen dreissig und fünfzig Personen in die Abendbesinnung.

Ist es nicht frustrierend, morgens, mittags und abends meist vor sehr gelichteten Reihen in der grossen Kirche zu beten und gregorianische Psalmen anzustimmen?

Wir sehen dies nun mal als eine unserer Aufgaben an. Benediktinerpater Vinzenz aus dem solothurnischen Kloster Mariastein, der uns das Psalmensingen beigebracht hat, sagte jeweils: «Singt die Psalmen und betet die alten Gebete für jene, die nicht mehr beten können oder beten wollen.»

Stellvertretend beten: Geht das?

Ja, ich glaube, es braucht das Gebet mitten in unseren Städten.

Aber das Stundengebet ist doch vor allem für jene ein Erlebnis, die daran teilnehmen.

Es ist ein offenes Angebot für alle, die einfach mal vorbeikommen wollen. Für jene Frau etwa, die etwa seit einer Woche ab und zu auftaucht und auch heute Morgen wieder dabei war. Ich weiss nicht, wer sie ist, ich kenne nicht mal ihren Namen, weil sie nach dem Amen gleich wieder verschwindet. Gerade für solche Grossstadtbewohner, die Nähe suchen und gleichzeitig Distanz wollen, sind wir Tag für Tag da. Es braucht in der Stadt Orte, wo das Evangelium gelesen, gebetet und gesungen wird. Damit es nicht vergessen geht.

Und was bringt Ihnen das Stundengebet persönlich?

Die vertraute Liturgie mit vertrauten Menschen ist ein Stück Heimat für mich. Ich spüre, dass ich mich in etwas hineinbegebe, das grösser ist als ich und du. Beim Morgengebet erlebe ich, wie wir als Community zusammenstehen und uns sagen: So, wir sind da, packen wirs an. Das haben wir nötig, weil unser Projekt ganz schön viel Kraft erfordert. Die Renovation der Gebäude, der Aufbau des Gästebetriebs und der Bildungsangebote: All das zusammen bringt uns manchmal an die Grenze.

Ein Stück Heimat, eine Oase der Ruhe: Ist es auch das, was Berlinerinnen und Berliner im Stadtkloster suchen?

Ein Frau sagte tatsächlich einmal: «Ich habe hier, mitten in Berlin, ein Stück Heimat gefunden – obschon Heimat, mit Blick auf die deutsche Geschichte, eigentlich ein furchtbares Wort ist.»

Wer kommt denn ins Stadtkloster Segen?

Typische Bewohner des Prenzlauer Bergs: jüngere, gut ausgebildete, hoch mobile Frauen und Männer, Singles, aber auch junge Familienmensen. Daneben

Leute in schwierigen Lebenssituationen, die von Hartz IV leben müssen und schon lange keine Erwerbsarbeit mehr haben.

Kommen auch Ex-DDR-Bürger zu Ihnen? Das Stadtkloster Segen liegt ja im ehemaligen Ostberlin.

Es kommen Mitglieder der Kirchgemeinde mit ihren Erinnerungen an DDR-Zeiten: Sie zeigen uns ihre Stasi-Akte, erzählen von der mehr oder weniger sanften Repression gegen die Kirche. Sie helfen uns Schweizerinnen und Schweizern, zu verstehen, was hier überhaupt gelaufen ist. Berlin ist vollgepackt mit Geschichte. Über die Strasse sieht man von uns aus auf einen alten jüdischen Friedhof. An der Fassade des Stadtklosters kann man Einschusslöcher entdecken, Spuren der Befreiung 1945 durch sowjetische Soldaten. Die Einschusslöcher sind übrigens heute denkmalgeschützt.

Vor vier Jahren sind Sie vom idyllischen Montmirail NE in die hektische Grossstadt Berlin gezogen – mit Ihrer Frau, dem jüngsten Ihrer vier Kinder und mit drei anderen Don-Camillo-Mitgliedern. Warum eigentlich? Gibts in der Schweiz nicht auch etliche kaum genutzte Kirchen, die man zu Stadtklöstern umwandeln könnte? (Lacht) Doch, die gibt es schon.

Sie sind aber nicht so billig zu haben wie das Stadtkloster Segen in Berlin, das Don Camillo für einen Euro gekauft hat ...

... für einen Euro und mit der Verpflichtung, die heruntergekommenen Gebäude auf eigenes finanzielles Risiko von Grund auf zu renovieren, der Kirchgemeinde, die ja weiterhin besteht, gratis Räume zur

Verfügung zu stellen – und in der Kirche ein spirituelles Angebot mit Stundengebet, Gottesdienst und verlässlicher Präsenz aufzubauen.

Haben Sie dieses Joint Venture auch Schweizer Kirchgemeinden angeboten, die ja auch wenig genutzte Immobilien instand halten müssen?

Wir haben an Kirchenleitungen und Freunde geschrieben. Entweder gabs keine Antwort oder eine Absage. Mit den Stadtzürcher reformierten Kirchgemeinden verhandelten wir lange. Gerne hätten wir auch das leer stehende Kapuzinerkloster in Solothurn gehabt. Geklappt hat in der Schweiz leider nichts. Dann kam die Anfrage aus Berlin, wo eine Kirchgemeinde eine Gemeinschaft suchte für einen Ort. Und wir suchten einen Ort für eine Gemeinschaft.

Warum klappte es in Berlin?

Vielleicht weil es hier in der Kirche Leute gibt, die risikofreudiger sind als in der Schweiz. Am Prenzlauer Berg sind noch fünfzehn Prozent der Bevölkerung Mitglied einer Kirche. Da muss man fast gezwungenermassen neue Ideen entwickeln. Mit Sparen allein ist's nicht mehr getan.

Sind Stadtklöster auch eine Perspektive für die Schweiz?

Es muss ja nicht unbedingt ein Stadtkloster sein. Man könnte auch ein Pfarrhaus



«Die Community Don Camillo ist ein Abenteuer – ein erhebendes und ernüchterndes zugleich»: Georg Schubert, Leiter Stadtkloster Segen

umnutzen und es zwei Familien verbilligt zur Miete geben, die im Gegenzug die Kirche am Samstag offen halten oder ein Gebet mitgestalten. Geschlossene Gotteshäuser und überlastetes Personal, das man nur via Telefonbeantworter erreicht: Das ist auch in der Schweiz keine gute Visitenkarte für die Kirche. Wir brauchen unbedingt kreative Lösungen, wie die Kirche im Zentrum unserer Orte sichtbar bleibt.

Seit 1977 leben Sie in der Don-Camillo-Community, in Gütergemeinschaft wie in Klöstern, aber nicht hinter hohen Mauern. Haben Sie nie die Versuchung verspürt auszusteigen?

Ich war in dieser Zeit Synodalrat der reformierten Neuenburger Kirche, Sekretär der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in der Schweiz und Leiter der Ausstellung «Un ange passe» an der Expo.02 in Murten. Eine Fessel war da die Community nicht, oft aber eine Stütze, damit mir nicht alles andere wichtiger wurde als die Frage: Wie lebe ich als Christ hier und heute? Don Camillo erlebe ich immer noch als Abenteuer, ein erhebendes und ernüchterndes zugleich. Als Gemeinschaft, in der wir uns tragen, manchmal auch ertragen müssen.

INTERVIEW: ANOUK HOLTHUIZEN, SAMUEL GEISER

GEORG SCHUBERT, 55

ist seit 2007 Projektleiter des Stadtklosters Segen in Berlin, einer Aussenstelle der Community Don Camillo in Montmirail NE. Georg Schubert war Mitbegründer und erster Leiter der Community. Der ausgebildete Mittelschullehrer und Dozent für Projektmanagement ist verheiratet und Vater von vier Kindern. Er war verantwortlich für das Kirchenprojekt «Un ange passe» an der Expo.02 in Murten. SEL



Ein Film über einen Film

FILMTIPP (I)/ «También la Lluvia» dreht sich um die Eroberung Südamerikas: jene damals und jene heute.

Spektakulär werden riesige Holzkreuze von Helikoptern ins bolivianische Hochland geflogen. Es sind Kulissen für einen Film über Kolumbus, den der junge engagierte Regisseur Sebastian dreht. Mit aufklärerischem Eifer möchte er die Schattenseite der Entdeckung Amerikas aufzeigen: die Unterjochung der Menschen in der Neuen Welt durch die Goldgier des alten Europas. Die Kreuze benötigt er für eine Szene, in der widerständische Eingeborene daran hingerichtet werden, nicht ohne freilich noch vorher zwangsgetauft worden zu sein. Doch schon bald gerät der Drehplan durcheinander. Denn Daniel, ein Indio, der den indigenen Rädelsführer spielen soll, ist in den sogenannten Wasserkrieg von Cochabamba verwickelt. Dieser fand im Jahr 2000 tatsächlich statt, als die bolivianische Stadt auf Druck des Internationalen Währungsfonds ihre Wasserversorgung privatisierte. Innert kurzer Frist verdreifachte sich der Wasserpreis, wogegen sich die vorwiegend indigene Bevölkerung auflehnte: Generalstreiks legten die Stadt lahm, schliesslich wurde das Kriegsrecht ausgerufen.

WASSER UND GOLD. Um diesen Kern aus der jüngsten Geschichte Südamerikas entwickelt sich der Film über einen Film mit älterem historischem Stoff. Natürlich bespiegeln sich die Geschichten gegenseitig, sind doch die Mächtigen von heute zugleich die Nachfahren der europäischen Entdecker, die Zeche zahlen aber vor allem die Nachkommen der Eingeborenen. Sebastian und sein auf die Finanzen fixierter Produzent Costa wollen die Entdeckung Amerikas als eigentliche Eroberung entlarven – und finden sich in einer Gegenwart wieder, die mit Spätfolgen ebendieser Eroberung durchtränkt ist. Das Gold des 21. Jahrhunderts ist Wasser.

Die Film-im-Film-Geschichte wird mit jenem Furor erzählt, der in seiner Hauptfigur, dem Regisseur Sebastian, angelegt ist. Dass das Ganze nicht platt oder allzu lehrmeisterlich daherkommt, ist auch den Nebenfiguren zu verdanken, mit denen die Geschichte angereichert ist. Denn neben Sebastian



«También la Lluvia»: Geschichte und Gegenwart

und Costa müssen sich einige illustre Schauspieler mit ihren Rollen auseinandersetzen: mit jenen im Kolumbusfilm ebenso wie mit jenen, die sie im «richtigen Leben» einnehmen. Auch ihre Charaktere entwickeln sich, wenn auch leiser und weniger eindeutig als diejenigen von Sebastian und Costa. Aber es müssen alle entdecken, wie sie selbst nicht frei sind von kolonialistischem Gehabe.

SPANNUNG UND UNTERHALTUNG. Als sich die Lage in Cochabamba zuspitzt und das Filmteam die Stadt fluchtartig verlässt, scheitert so manches hehre Ideal am Lackmustrast der Realität. Hier gerät dann leider auch der Film ein wenig ins Schlingern und widmet sich einer an Hollywood erinnernden Rettungsgeschichte. Während Sebastian in hilfloser Empörung verharrt, durchläuft Costa überraschenderweise eine regelrechte Läuterung. Doch anders als das Kolumbusprojekt scheitert «También la Lluvia» (dt.: Sogar der Regen) der spanischen Regisseurin Iciar Bollain nicht, sondern überzeugt als anspruchsvolles, spannendes und unterhaltendes Kino. **CHRISTINE STARK, REFORMIERTE FILMBEAUFTRAGTE**

«También la Lluvia» startet in der Schweiz am 30. Juni.

Filmtipp (II): «Morgen»

Der Freizeitangler Nelu fischt eines Tages einen Mann aus dem Wasser, der von der Türkei über Rumänien ins benachbarte Ungarn gelangen möchte. Nelu nimmt den Mann bei sich auf, obwohl er weder dessen Sprache noch Anliegen recht versteht. Doch ihn über die Grenze zu schmuggeln, wird zu einem Unterfangen à la Don Quijote. Mit leisem Humor erzählt der Film von einem Grenzgänger und sensibilisiert für politische Dilemmata. Er zeigt Sinn und Unsinn gesetzlicher Vorschriften auf und plädiert unaufgeregt für das Menschliche, das irgendwo dazwischen liegt. Am letztjährigen Filmfestival Locarno gewann er den Preis der Ökumenischen Jury. **CS**

Kinostart: 14. Juli

SPIRITUALITÄT IM ALLTAG

LORENZ MARTI
ist Redaktor Religion bei
Radio DRS und Buchautor



Kauderwelsch und Zeichensprache

LESEN. Die langweiligste Lektüre, die ich kenne, sind Gebrauchsanweisungen. Im Hightechzeitalter kommt niemand mehr um sie herum. Ob Radiowecker, Handy oder Waschmaschine: Die meisten Apparate können dermassen viel, dass selbst die einfachsten Dinge furchtbar kompliziert werden. So kämpfen wir uns durch winzig klein gedruckte Instruktionen: «Halten Sie die SET-Taste gedrückt, bis die LED 4x blinkt. Drücken Sie jetzt Taste >> und wählen Sie mit dem Schieberegler S die gewünschte Quellentaste WLS, QMD oder VCR.»

PRÖBELN. Für einen Ungeduldspinsel wie mich sind solche Anleitungen die reinste Nervenprobe. Meist lese ich nur flüchtig, was ich ohnehin nicht verstehe, drücke mal hier und mal dort – mit dem Ergebnis, dass überhaupt nichts läuft. Oder zumindest nicht so, wie es sollte. Das macht mich hässig, ich lese, drücke und schimpfe gleichzeitig – was natürlich selten zu einem guten Ergebnis führt. Am schlimmsten sind die Multifunktionsstasten. Es ist ja schön, dass für unzählige Optionen eine einzige Taste genügt. Aber wenn ich für diese eine Taste seitenlange Erklärungen studieren muss, hört der Spass auf.

ZEICHNEN. Der Turmbau zu Babel ist bekanntlich an der Sprachverwirrung gescheitert: Die Menschen, die zuvor eine gemeinsame Sprache hatten, verstanden sich plötzlich nicht mehr. Wir hingegen scheitern heute am Kauderwelsch von Bedienungsanleitungen und Benutzerhandbüchern. Bilder machen die Sache auch nicht besser: Wer versucht, ein Ikea-Regal nach dem Anleitungspiktogramm aufzubauen, kriegt ob aller der vielen Skizzen, Zeichen und Pfeile Kopfschmerzen und wird erst noch nicht klug dabei. Nur mit Geduld, viel Geschick und etwas Glück entsteht dabei vielleicht ein brauchbares Möbelstück. Bei mir fehlen gleich alle drei Voraussetzungen, sodass ich die Hände davon lasse.

ZWEIFELN. Die neue Unübersichtlichkeit, die der Sozialphilosoph Jürgen Habermas im gesellschaftspolitischen Bereich diagnostiziert hat, spiegelt sich in der Unübersichtlichkeit des Alltäglichen. Konnten unsere Vorfahren mit ihren Geräten noch ohne Anleitung hantieren, weil diese relativ einfach waren und deren Funktionen sich von selbst erklärten, ist unsere Alltagstechnik mittlerweile so kompliziert, dass die meisten überfordert sind. Wer sich deswegen blöd vorkommt, kann sich mit der Autorin Sibylle Herbert trösten: «Nicht wir sind blöd, sondern die Welt, in der wir leben.»

LEBEN. Ungleich viel komplizierter als jedes Gerät ist allerdings das Leben selbst. Und für dieses gibt es, abgesehen von der meist etwas dürftigen Ratgeberliteratur, keine Gebrauchsanweisung. Zum Glück. Wir kämen ja sonst vor lauter Grübeln und Studieren gar nicht mehr zum Leben. Müsste ich trotzdem eine schreiben, würde sie aus einem einzigen kurzen Satz bestehen: Alle Gebrauchsanweisungen vergessen – und einfach leben!



Diskussion am Open Forum Davos: Das Logo des Evangelischen Kirchenbunds wird in Zukunft verschwinden

Opfer des eigenen Erfolgs

OPEN FORUM/ Fehlende Mittel und neue Gesichter veranlassen den Schweizerischen Evangelischen Kirchenbund (SEK) zum Rückzug aus der Trägerschaft.

Es war eine knappe Medienmitteilung, mit welcher der Schweizerische Evangelische Kirchenbund (SEK) nach neun Jahren Co-Trägerschaft seinen Rückzug aus dem Open Forum Davos bekannt gab: «Das Ziel ist erreicht», der Dialog zwischen Öffentlichkeit und Wirtschaft sei etabliert, zudem habe Kirchenbundspräsident Gottfried Locher als Mitglied des neu gegründeten Beirats weiterhin Einfluss auf die Programmgestaltung.

ETABLIERT. Das Open Forum, das jeweils parallel zum WEF stattfindet, blickt auf turbulente und mehrheitlich erfolgreiche Jahre zurück. Die beiden CEO, Thomas Wipf vom SEK und André Schneider vom WEF, lancierten das Podium in einer Zeit, in

der Polizisten das Landwasserhermetisch vor aufgebracht demonstrieren abriegelten. Micheline Calmy-Rey, Alice Schwarzer, Angelina Jolie, Peter Brabeck – unzählige Prominente aus Politik, Wirtschaft und Kultur stellten sich in den öffentlichen Diskussionen der Mittelschule Davos dem Publikum.

«Ich bedaure den Rückzug aus jedem guten Projekt», sagt Gottfried Locher, seit Anfang Jahr Präsident des Kirchenbunds. Man habe eine Güterabwägung vorgenommen zwischen dem enormen personellen Aufwand, den das Open Forum für den SEK jeweils bedeute, und den nicht eben üppigen Finanzen des Kirchenbunds. Da das Open Forum inzwischen etabliert sei, so Locher, «können wir uns jetzt

woanders engagieren». Und Mediensprecher Simon Weber ergänzt: «Thomas Wipf und André Schneider sind beide letztes Jahr zurückgetreten. Das gab uns die Möglichkeit, die Organisation ganz dem WEF zu übergeben.»

EINMALIG. Damit geht eine bemerkenswerte Kooperation zu Ende. Mit seinem Engagement bekannte sich der SEK an einem umstrittenen Ort öffentlich zum Dialog zwischen Führern und Basis, Wirtschaft und Globalisierungskritikern – eine Rolle, die für viele reformierte Landeskirchen zum Kerngeschäft gehört und deshalb von ihnen unterstützt wurde. Aber das kirchliche Engagement wurde zunehmend kannibalisiert vom Erfolg der Marke Open Forum.

«Wir mussten in letzter Zeit erleben, dass die Rolle der Kirchen am Open Forum von Medien nicht genügend kommuniziert wurde», sagt Gottfried Locher. Damit habe sich die nationale Ausstrahlungskraft des Projekts für die Kirchen verringert.

Zieht sich der SEK nun schleichend aus dem Dialog über politische Themen zurück? Der neue Präsident widerspricht entschieden. Erstens könne der SEK am Open Forum jetzt auch Stellung beziehen, was er vorher als Veranstalter nicht durfte. Und er werde sich selbstverständlich weiterhin politisch äussern. Aber: «Es werden kirchliche, vom Evangelium begründete Stellungnahmen sein», so Gottfried Locher, «mit politischen Konsequenzen.» **REINHARD KRAMM**

Vom stillen Studio ins Scheinwerferlicht

PORTRÄT/ Der Radiojournalist Hansjörg Schultz moderiert neu die «Sternstunde Religion» am Fernsehen.

Und plötzlich ist alles so hell, dass er das Licht wegblinzeln möchte. Scheinwerfer brennen auf den langen Tisch hinunter, der zum Dekor der «Sternstunden» gehört. Die Kamera läuft. Wo war Gott in Auschwitz? Es ist eine grosse Frage, die Hansjörg Schultz für seinen Start bei der «Sternstunde Religion» vorgesetzt bekam. Eine der ganz grossen Gottesfragen überhaupt: Gott, der die Menschen scheinbar verlassen hat.

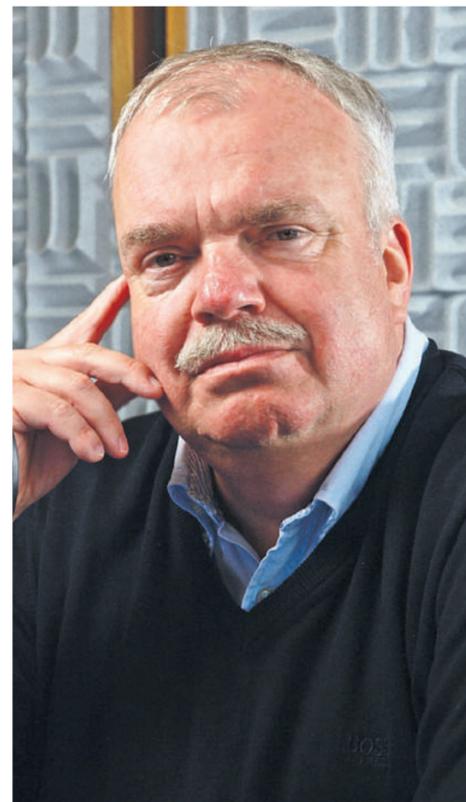
EINFÜHLEND. Das Thema ist ihm vertraut. Der Journalist mit historischem und philosophischem Hintergrund hat schon früher mit Theologen und Überlebenden des Holocaust darüber gesprochen. So erzählte ihm bei einer Radiosendung einst eine sehr alte Frau, wie sie als Mädchen die Grausamkeiten des Konzentrationslagers erlebt hatte. Vor dem atemlos zuhörenden Schultz erinnerte sie sich an Begebenheiten, die sie noch niemandem erzählt hatte. Es war ein Gespräch in der ruhigen Atmosphäre des Radiostudios, wo Schultz lange schweigen oder die Pausen später wegschneiden konnte, die entstanden, wenn sein Gegenüber – oder er selbst – von Emotionen überwältigt wurde. «Ich weiss nicht, ob im Fernsehstudio, im hellen Licht der Scheinwerfer, so viel Intimität möglich wäre», sagt Schultz.

ROUTINIERT. Sein erstes Interview für die «Sternstunde Religion» vom 1. Mai scheint die Vermutung zu bestätigen. Das Gespräch mit dem Theologen Norbert Reck ist informativ, Schultz stellt die richtigen Fragen, die Antworten des Gegenübers sind schlüssig – aber der Funke springt noch nicht.

Hansjörg Schultz arbeitet seit fünfzehn Jahren im Basler Studio von Radio DRS und ist dort Redaktionsleiter Religion. Ein Radiomacher, der von Insidern geschätzt wird, dem grossen Publikum aber unbekannt ist. Sind die Auftritte beim Leitmedium Fernsehen, dem Ort, an den so viele drängen, ein Karrierehöhepunkt? Schultz wiegelt ab. «Die «Sternstunde» ist für mich vor allem eine Herausforderung. Das Fernsehen ist das einzige Medium, für das ich noch nicht gearbeitet habe.»

GEPRÄGT. Schultz ist mit dem Journalismus aufgewachsen. Sein Vater hatte beim Süddeutschen Rundfunk als einer der ersten im deutschsprachigen Raum damit begonnen, Religion als journalistisches Thema zu sehen: Nicht Priester oder Pfarrer sollten darüber berichten, sondern Journalisten, für die Religion ein Thema war wie Politik oder Kultur.

GELASSEN. Eine Generation später nun wird Hansjörg Schultz sechsmal pro Jahr die «Sternstunde Religion» moderieren. Er wird am Fernsehen präsent sein, das seine Leute zu Stars machen kann. Schultz vertraut darauf, dass dies bei ihm nicht geschieht. Dafür seien die paar Auftritte pro Jahr zu wenig, die Zuschauerzahlen zu klein, ausserdem fehle ihm der nötige Ehrgeiz. Was aber, wenn die Eitelkeit ihn bei seinen Auftritten



Hansjörg Schultz, 57 wurde in Hamburg geboren und ist seit Anfang Mai Gesprächsleiter der Sonntagmorgensendung «Sternstunde Religion» des Schweizer Fernsehens. Er hat Politik, Geschichte und Philosophie studiert und arbeitet seit 34 Jahren als Journalist. Seit 1995 ist er bei Schweizer Radio DRS tätig, wo er die Redaktion Gesellschaft von DRS 2 leitete. Seit 2010 führt er die Redaktion Religion von Schweizer Radio und Fernsehen (SRF). SEL

Sternstunde Religion: jeweils Sonntag, 10 Uhr, SRF 1

«Ich gehe nicht davon aus, dass mich das Fernsehen verändert»: Hansjörg Schultz, Radiojournalist

im Schaufenster des Landes vielleicht doch noch einholt? «Die Frage ist zu früh gestellt», antwortet Schultz: «Da muss ich mich zuerst an die neue Rolle gewöhnen und beobachten, was sie mit mir macht.» So, wie er darüber spricht, bleibt das eine reine Gedankenspielerei. Er sagt: «Ich gehe nicht davon aus, dass das Fernsehen bei mir neue Facetten der Persönlichkeit herausbildet.» HANSPETER BUNDI

marktplatz.

INZERATE:
anzeigen@reformiert.info
www.reformiert.info/anzeigen
Tel. 044 268 50 30

Finden auch Sie Ihren Wunschpartner. Dank seriöser Vorabklärungen kommen Sie mit Leuten in Kontakt, die gut zu Ihnen passen.

PRODUÉ seit 1993

044 362 15 50 www.produe.ch 041 240 72 28

Hier könnte Ihr Inserat stehen!

Ein Inserat dieser Grösse kostet Fr. 100.–. Damit erreichen Sie 109 438 Leser im Kanton Aargau.

Lisa Zivalic, Telefon direkt: 044 268 50 30

BERGWELT. LEBENSFREUDE.

FERIEN ZUM DURCHATMEN UND GENIESSEN.

BELLA LUI

Hotel*** Bella Lui | 3963 Crans-Montana
Tel. 027 481 31 14 | info@bellalui.ch | www.bellalui.ch

Hotel Sunnehüsi
3704 Krattigen
Das VCH-Hotel mit Atmosphäre

Gute Idee – Sommerferien über dem Thunersee!

Verschiedene Kurs- und Wanderwochenangebote warten auf Sie.

Sensationelle Sicht über den ganzen See und die umliegenden Berge. Zentrale Lage für Ausflüge, Bergbahnen und Wanderungen.

1.-August-Feier mit Festbuffet.

Wir freuen uns, Sie zu verwöhnen!
Hotel Sunnehüsi, Hedwig Fiechter, Krattigen
Telefon: 033 654 92 92, info@sunnehuesi.ch

PS: 2012/13 sind noch freie Termine für Seniorenferien Kirchgemeinden!

Suchen Sie eine Haushalthilfe?

Möchten Sie Ihre Haushalthilfe fair und legal anstellen?

fairness at work

www.fairness-at-work.ch
info@fairness-at-work.ch
031 305 10 30

Unterwegs zum Du
für Partnersuchende • nicht gewinnorientiert

Basel / Zürich 061 313 77 74
Bern / Mittelland 031 312 90 91
Ostschweiz / Zürich 052 672 20 90

www.zum-du.ch

FLEXO
Innovative Handlauf-Systeme

HANDLÄUFE INNEN + AUSSEN!

- günstige Preise inkl. Montage
- Fachberatung
- grosse Auswahl

Beratung u. Montage in Ihrer Nähe!

www.flexo-handlauf.ch
☎ 052 534 41 31

Im Kleinen Grosses bewirken

Mit ihrer Spende wird Milch zu Käse.

HEKS

Hilfswerk der Evangelischen Kirchen Schweiz
www.heks.ch PC 80-1115-1

KRISEN BEWÄLTIGEN – DAS LEBEN VERTIEFEN

Die Klinik SGM Langenthal ist eine anerkannte, christliche Fachklinik für Psychiatrie, Psychotherapie und Psychosomatik mit stationären, tagesklinischen und ambulanten Behandlungsangeboten.

KLINIK SGM LANGENTHAL
Psychosomatik
Psychiatrie
Psychotherapie
www.klinik-smg.ch

Bestellen Sie jetzt **kostenlos** unser Magazin «Lebensnah» zum Thema «Leben im Jetzt»! Mit Talon, per Telefon (062 919 22 11) oder einfach online.

Vorname / Name
Strasse
PLZ / Ort

Talon an: Klinik SGM Langenthal, Weissensteinstrasse 30, 4900 Langenthal

Toskana
ab € 54 p. Pers./Tag mit HP

Erleben Sie Natur pur, 9 DZ m. allem Komf. in absolut ruhiger Lage

Pool, Bad, Telefon, Sat-TV, Klimaanlage, WiFi, Minibar
Wandern, Ausflüge mit unserem Bus
Sehr gute toskanische Küche

Tuscanyrural · I-58036 Roccastrada

Wir sprechen Deutsch

www.tuscanyrural.com · info@tuscanyrural.com · Tel. +390564567488 · Fax +390564567473

LESERBRIEFE



REFORMIERT. 6/11: Dossier «Hello Jesus, bye bye Mohammed»

ENTTÄUSCHEND

Ein etwas enttäuschendes «Gespräch». Da Muslime hierzulande sich eh schon in ständiger Verteidigungshaltung sehen, bringt es wenig Austausch, wenn nun auch noch der Pfarrer den Imam in Zange nimmt. Dialog wäre etwas anderes. Sicher sollen unangenehme Fragen gestellt werden dürfen. Aber nur grad nach dem Splitter im Auge des andern guslen? Und einen «lieben Menschen» gegen ein «böses Buch» ausspielen? Nicht über-raschend kommt dann auch noch das «Alte Testament» schlecht weg. Es ist billig, mit Topstellen aus dem Neuen Testament andere Schriften, auch jüdische, an die Wand zu spielen. Es gibt auch im Neuen Testament wenig Schmeichelhaftes! Eine ungesunde, recht eigentlich unchristliche Selbstüberheblichkeit des Christentums. Schade.

THOMAS MARKUS MEIER, OBERGÖSGEN

VIELSAGEND

Ich möchte Pfarrer Markus Giger danken für seine direkte, klare Sprache in der Debatte,

die mit «engagiert, erregt, ehrlich» übertitelt ist – da ist enorm viel herauszulesen! Der zweite Dank geht an die Redaktion: dass sie das Interview überhaupt gebracht hat. Wer Augen hat, der lese! Herr Sakib Halilovic braucht seine ganze Energie, um die Frage nach der Pflicht des Tötens von Ungläubigen zu relativieren und zu verwebeln. «reformiert.» wird leider nicht darum herkommen, diese Frage noch zu thematisieren und ernst zu nehmen!

DAVID ZAUGG, BIEL

REFORMIERT. 6/11: Gretchenfrage Nicole Althaus

VORBILDLICH

Ich möchte Nicole Althaus ein dickes Kompliment machen, dass sie über ihren Schatten gesprungen ist und ihre Töchter in den Religionsunterricht schickt, damit diese später selber eine Entscheidung in Sachen Religion fällen können. Ich wünschte mir diese Haltung auch von religiösen Eltern im umgekehrten Sinn: eine Haltung generell andern Menschen gegenüber, seien es nun Atheistinnen oder Fromme.

DORIS BELZ, ZÜRICH

REFORMIERT. 6/11: «Salve Regina» im Funkrhythmus

JAMMERSCHADE

Die Kirchenmusik in der reformierten Kirche ist für mich eine Katastrophe. Da hat man die Orgel, ein Instrument auf höchstem Niveau, und nutzt sie nicht. Es ist jammerschade, dass nur Choräle und Stücke aus dem leidigen Gesangsbuch gespielt werden. Jetzt erscheint auch im «reformiert.»

ein Beitrag über Kirchenmusik, der nur ein paar wenige Anhänger dieser Sparte anlocken wird. Meine Frau ist Katholikin und wir gehen ab und zu in einen katholischen italienischen Gottesdienst. Es ist eine wahre Freude, diese Art von Musik und das Mit singen zu erleben. Da können auch ungeübte Männer mitsingen, ohne in jedem zweiten Takt die Tonart um drei Oktaven verändern zu müssen. Ich gehe



Lorenz Ulrich (l.) und Mario Baumann machen «Gregofunk»

nicht in den reformierten Gottesdienst, wegen dem traurigen Gesang und den überaus langweiligen Einführungschorälen. Entrümpelt endlich die alten Choräle und benutzt die Orgel als vollwertiges Instrument. In meiner Jugend hatte ich einen Kollegen, der gut Orgel spielte. Nach der Polizeistunde gingen wir noch in die Kirche und er spielte auf der Orgel die neuesten Hits.

KURT MERZ, REINACH

REFORMIERT. 6/11: Osama Bin Laden «Du sollst nicht töten. Oder doch?»

LINKSLASTIG

Warum wird in einer Kirchenzeitung derart breit über den Tod eines Mannes diskutiert, der allein in den USA über 3000 Leute tötete? Warum wird auf so viel Platz versucht, Verständnis für die Islamisten aufzubauen? Warum werden nicht die Absenzen bei den Gottesdiensten diskutiert? Warum wird nicht erklärt, wie Noah zwei Elefanten, Giraffen, Mammuts, Mücken und tausend andere Tiere in seine kleine Arche verfrachtet hat? Im Übrigen gefällt mir Linkslastigkeit der Kirche und deren Zeitung nicht mehr. Ich erwarte weniger Populismus und ernsthafteren Umgang mit den wirklich dringenden Problemen der christlichen Kirchen.

PETER SCHAFFNER, KOBLENZ

EINSEITIG

Ich bin über den Kommentar von Samuel Geiser entsetzt: «Seit Jahren exekutiert Israel führende Palästinenser aus Helikoptern in Gaza und Westjordanien», ist da zu lesen. Kein Wort davon, dass Israel fast täglich von den Palästinensern mit Raketen beschossen wird. Kein Wort von Selbstmordattentätern, die Hunderte Unschuldiger töten.

ROSMARIE SCHULTHESS, GREIFENSEE

Ihre Meinung interessiert uns. Schreiben Sie uns an: zuschriften@reformiert.info oder an «reformiert.» Redaktion Aargau, Storchengasse 15, 5200 Brugg.

Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

SERIE: REFORMIERTSEIN HEUTE (17)



An den Glauben der anderen glauben: Celina Dobi

Fragen stellen dürfen

UMFRAGE/ Was heisst Reformiertsein? «Für mich heute etwas ganz anderes als vor sieben Jahren», sagt Celina Dobi, 22-jährige Studentin aus Bern.

«Hätte man mich vor sieben Jahren gefragt, hätte ich wohl geantwortet: konfirmiert zu sein. Dann jedoch besuchte ich für meine Maturaarbeit zwei Klöster – und seither ist meine Antwort eine ganz andere. Im ersten Kloster war ich willkommen, angenommen, aber etwas stand quer: meine Fragen. Als ich wissen wollte, was es denn sei, was man glaube, bete oder beichte, schaute mir die Oberin misstrauisch in die Augen. Meine Neugierde, mein Wunsch «zu verstehen» waren unerwünscht. Später, im anderen Kloster, erklärte mir eine Benediktinerin von ihrer ganz persönlichen Beziehung zu Gott. Ihr glaubte ich ihren Glauben. So kann ich heute sagen: Unter Katholiken habe ich gelernt, was es heisst, reformiert zu sein. Ich habe gelernt, was es heisst, anders zu sein, kritische Fragen zu stellen, aber auch Antworten gelten zu lassen. Ich bin dankbar dafür.» CELINA DOBI

«Unter Katholiken habe ich gelernt, was es heisst, reformiert zu sein.»

CELINA DOBI, 22, studiert in Freiburg Sekundarlehrerin. Sie arbeitet in der Berner Nydegg-Gemeinde in der KUW mit.

reformiert.

IMPRESSUM/ «reformiert.» ist ein Kooperationsprojekt des Aargauer, Bündner und Zürcher «Kirchenboten» sowie des Berner «saemann».

Redaktion: Annegret Ruoff, Anouk Holtzhuizen, Sabine Schüpbach Ziegler (Brugg), Samuel Geiser, Rita Jost, Martin Lehmann (Bern), Rita Gianelli, Fadrina Hofmann, Reinhard Kramm (Chur), Christa Amstutz, Delf Bucher, Jürgen Dittrich, Käthi Koenig (Zürich)

Blattmacher: Martin Lehmann

Layout: Nicole Huber, Marcel Deubelbeiss

Korrektorat: Yvonne Schär

Auflage: 720 000 Exemplare

reformiert. Aargau

Auflage: 105 000 Exemplare

Herausgeberin: Reformierte Landeskirche Aargau

Herausgeberkommission: Urs Karlen, Präsident

Redaktion: Annegret Ruoff, Anouk Holtzhuizen, Sabine Schüpbach Ziegler, Storchengasse 15, 5200 Brugg, Tel. 056 444 20 72, Fax 056 444 20 71, annegret.ruoff@reformiert.info

Geschäfts- und Verlagsleiterin: Tamara Jud, Tel. 056 444 20 77, Fax 056 444 20 71, tamara.jud@reformiert.info

Sekretariat: Barbara Wegmüller, Storchengasse 15, 5200 Brugg, Tel. 056 444 20 70, Fax 056 444 20 71, barbara.wegmueller@reformiert.info

Adressänderungen: Bei der eigenen Kirchengemeinde

Inserate: Anzeigen-Service, Preyergasse 13, 8022 Zürich, Tel. 044 268 50 30, Fax 044 268 50 09, anzeigen@reformiert.info

Inseratabschluss 8/11: 6. Juli 2011

Druck: Ringier Print AG Adligenswil



TIPPS



Filmpreis für Konfklasse

AMATEURFILM

FREIWILLIGER FILM ÜBER FREIWILLIGENARBEIT

«Ein Projekt, das etwas Durchhaltewillen benötigt», so bezeichnen Konfirmanden aus dem zürcherischen Effretikon ihren Beitrag zum Jahr der Freiwilligen. Das Resultat: ein knapp sechsminütiger Film, den die Jugendlichen gedreht haben. Er trägt den Titel: «frei und willig», und was das bedeutet, kommt auf jugendliche Weise zum Ausdruck – mehrdeutig, manchmal ein wenig unbeholfen, spontan, schnell, frech, ironisch. Der Durchhaltewillen des Filmteams hat sich denn auch tatsächlich gelohnt. Am 13. März 2011 erhielt die Konfirmandenklasse an den Schweizer Jugendfilmtagen den «springenden Panther», den ersten Preis im Wettbewerb zum Thema «freiwillig». Die Begründung der Jury: «Der Film überzeugt durch ein Feuerwerk an Ideen zu einem doch eher trockenen Thema.» Der zweite Preis ging übrigens ebenfalls an Jugendliche aus dem Kanton Zürich, nämlich an die Jugendarbeit Meilen für den Film «Jäs, wi kän!». KK

Der Film «frei und willig» ist zu sehen unter www.jugend-ilef.ch (Konf Effretikon) oder www.youtube.com (Suchbegriff «frei-und-willig»).



Peter Matic liest den «Grossinquisitor»

HÖRBUCH

SCHÄRFSTE KIRCHENKRITIK DER WELTLITERATUR

Fjodor Dostojewskijs Schrift «Der Grossinquisitor» ist eine Auseinandersetzung mit grossen menschlichen Themen wie Freiheit, Gut und Böse, und sie ist die schärfste Kirchenkritik der Weltliteratur. Der Text ist eine eigenständige Geschichte im fünften Teil des fünften Buches von Dostojewskijs Roman «Die Brüder Karamasow»: Jesus kehrt im 16. Jahrhundert, zu Zeiten der Inquisition, zurück auf die Erde und kommt nach Sevilla, wo tags zuvor hundert Menschen als Ketzer verbrannt worden sind. Dort erweckt Jesus ein Mädchen zum Leben. Der Kardinal Grossinquisitor beobachtet ihn, lässt ihn verhaften und besucht ihn nachts im Gefängnis. Dort lässt er die Maske fallen: «Bist du es?», fragt er und fügt hinzu: «Weshalb denn kamst du, uns zu stören?» Dann offenbart der Grossinquisitor sein Geheimnis: «Wir sind nicht mit dir, sondern mit ihm (dem Teufel).» Der Text des Hörbuchs wird vom bekannten Fernsehschauspieler Peter Matic gelesen. Das Booklet enthält eine Ausgabe des Textes des «Grossinquisitors». JED

Fjodor Michailowitsch Dostojewskij: Der Grossinquisitor, gelesen von Peter Matic. Sinus-Verlag, Fr. 27.90.

AGENDA

VERANSTALTUNGEN

Pilgern. Zwei Wanderungen führen über zwei Etappen des Jakobsweges. Am 16. Juli gehts von Vallorbe nach Le Sentier (20 km): Aarau SBB ab 7.29 Uhr (Gleis 4), an 19.28 Uhr. Am 23. Juli von Le Sentier nach La Cure (21 km): Aarau SBB ab 7.30 Uhr (Gleis 4), an 19.12 Uhr. Info und Anmeldung: Ursus Waldmeier, Tel. 062 822 27 69, ursus.waldmeier@ref-aarau.ch

Abend «Aus der Stille in den Tanz». Alle spirituell Interessierten und Tanzbegeisterten sind eingeladen. Nach gemeinsamem Sitzen in der Stille (19.30) wird ein mystischer Text gelesen (20.00) und danach getanzt (20.30). Kosten: Fr. 20.– (exkl. Konsumation). 29. Juli, 19.30 bis 23 Uhr im Kurshaus Rügel, Seengen. Infos: www.ruegel.ch, Tel. 062 838 00 10.

Männerworkshop. Eingeladen sind Männer zwischen dreissig und fünfzig Jahren, die das Mannsein in Familie und Beruf ausloten wollen. Der Workshop bietet unter der Leitung von Rügel-Studienleiter Jürg Hochuli die Möglichkeit, innezuhalten und einen Blick auf die aktuelle Lebenssituation zu werfen. Kurs: Fr. 120.– plus Pension. 12. August, 19 Uhr bis 13. August, 14 Uhr im Tagungshaus Rügel in Seengen. Info und Anmeldung (bis 15.7.): Tel. 062 838 00 10, www.ruegel.ch.

RADIO- UND TV-TIPPS

Viel Theater um Gott. Der Theologe Nicu Bachmann verwandelt Bibeltexte und Predigten in moderne Musicals. 2. Juli, 17.15, SF 2

Franz Dodel und sein «Endlos-Haikū». Seit 2002 schreibt der Berner Theologe und Schriftsteller Franz Dodel an einem Endlosgedicht unter dem Titel «Nicht bei Trost». 3. Juli, 8.30, DRS 2

Bödälä – Dance the Rhythm. Dokumentarfilm über Menschen, die ihre Füsse zu ihrem Instrument machen. Ausgehend vom «Bödälä» in der Innerschweiz geht die Reise zu Steptanz, Flamenco und Irish Dance. 8. Juli, 22.20, SF 1

Die letzte Schlacht. Dokumentation über den christlichen Fundamentalismus in den USA. Dessen Anhänger wollen eine christliche Nation, die auf den wörtlich ausgelegten Gesetzen der Bibel aufbaut. 9. Juli, 13.00, Arte

Der eine Gott und die vielen Religionen. Noch nie waren sich die Religionen so nahe wie heute, in den Zeiten der Globalisierung. Was das für den christlichen Glauben bedeutet, erklärt der Religionswissenschaftler Perry Schmidt-Leukel, ein Pionier der interreligiösen Theologie. 10. Juli, 8.30, DRS 2



«Theologie ist ja fürchterlich unübersichtlich»: Adrian Suter, Theologe, Science-Slammer

Der Priester, der unter die Slammer ging

PORTRÄT/ Forscherwettkämpfe sind in. Mit Adrian Suter wagte sich in Bern auch ein Theologe auf die Bühne.

«Jetzt müssen Sie all das auf einen kurzen Artikel runterkürzen!» Adrian Suter sagt, was viele Interviewpartner am Ende eines langen Gesprächs beschäftigt. Im Unterschied zu den anderen scheint ihn das aber eher zu amüsieren als zu ängstigen. Er hat schliesslich einschlägige Erfahrungen im Verdichten und Weglassen: Der 41-jährige christkatholische Theologe hat als Erster seines Fachs am Science-Slam in Bern seine 400-seitige Dissertation vor Publikum präsentiert. Und dafür viel Applaus bekommen.

KURZ. Science-Slam ist ein Wettstreit unter Nachwuchsforschern auf der Bühne, ein Kurzvortragsturnier. Für die unterhaltsamste, verständlichste Präsentation eines wissenschaftlichen Themas vergibt eine Jury – wie beim Eiskunstlaufen – Noten. «Eine Frischzellenkur für die Wissenschaft!», jubelte nach der ersten Veranstaltung ein Journalist. Sieht Suter das auch so? «Klar. Gerade wir vom Orchideenfach Theologie müssen doch froh sein, wenn wir unsere Forschungsfelder einem breiteren Publikum erklären können.» Zudem sei ein Slam die perfekte Übung für

Dozierende: Sein Fachwissen in kurzer Zeit verständlich auf den Punkt zu bringen, ohne zu simplifizieren, sei das A und O jeder Lehrtätigkeit. Und gerade bei Theologiestudenten zu Beginn des Studiums besonders wichtig: «Theologie ist ja fürchterlich unübersichtlich, da muss man oft einfach mal eine Schneise schlagen und das Feld von da aus dann bebauen.»

UNTERHALTSAM. Wir sitzen in Suters winzigem Büro an der Theologischen Fakultät der Uni Bern und kommen nochmals auf seinen Slamvortrag im randvoll besetzten Berner Schlachthaus zurück. Anzutreten gegen Physiker, Ingenieure, Mediziner und Chemiker, habe ihm grossen Spass gemacht. Den Titel seines Vortrags habe er natürlich «amächtig» formuliert: nämlich «Wahr, wahrer, am wahrsten». Und nicht «Die Vorstellung einer Hierarchie der Wahrheiten und ihre Beziehung zum wissenschaftstheoretischen Selbstverständnis der Theologie». Ansonsten habe er sich aber an seine Forschungsarbeit gehalten. Diese geht aus von einem einzigen Satz aus dem Ökumenedekret des Zweiten Vatikanischen Konzils von 1964. Darin

steht, vereinfacht gesagt, es gebe unterschiedlich wichtige Glaubenssätze im Christentum: Der Glaube an Gott etwa ist zentraler als der Glaube an die Jungfrauengeburt. Ein Satz, auf den besonders reformierte Ökumeniker bauten, weil er ein Zusammenrücken der christlichen Religionen einfacher zu machen schien. Leider nicht ganz so einfach, wie erhofft, fand Adrian Suter heraus: «Mit der Wahrheit ist es wie mit dem Schwangersein», veranschaulichte er sein Forschungsergebnis: «Ein bisschen Schwangersein geht genauso wenig wie ein bisschen Wahrschein!» Das wurde verstanden. Grosses Gelächter.

ERHELLEND. Und was bringt diese Erkenntnis für den Alltag in einer multireligiösen Gesellschaft? Suters Antwort ist ernüchternd: Es gibt Differenzen zwischen den Konfessionen und Religionen. Sie wurzeln tief und lassen sich weder übertünchen noch ignorieren. Aber die Erfahrung, dass wir trotz Differenzen heute grossmehrfachlich recht gut miteinander kutschieren, zeigt: Man muss den Dialog wagen, auch wenn man nicht von vornherein weiss, ob er gelingt. RITA JOST

Adrian Suter

Der 41-jährige Basler hat an der Universität Bern christkatholische Theologie studiert. 1999 wurde er zum Priester geweiht. Nach sieben Jahren Pfarrtätigkeit in St. Gallen kehrte er nach Bern zurück und schrieb seine Doktorarbeit («Vernetzung und Gewichtung christlicher Lehraussagen»). Gegenwärtig arbeitet er an seiner Habilitation. Adrian Suter ist verheiratet und hat zwei Töchter. RJ

GRETCHENFRAGE

CLAUDE NOBS

«Teilen ist eine wichtige Handlung»

Herr Nobs, wie haben Sies mit der Religion?

Ich bin für Religionen offen. Sie haben aber für mich den Zweck, zu helfen, ein guter Mensch zu sein. Wenn sie dazu missbraucht werden, das Trennende herauszustreichen und Andersgläubige auszuschliessen, lehne ich sie ab. Besonders, wenn sie dazu dienen, Kriege zu begründen.

«Ein guter Mensch sein»: Was verstehen Sie darunter?

Ich bin bescheiden geworden. Ich finde, Bescheidenheit tut den Menschen gut. Wenn jeder sich nicht so wichtig nimmt, nicht immer zuerst an sich selbst denkt, sondern andere und auch deren Not sieht, ist er auf einem guten Weg.

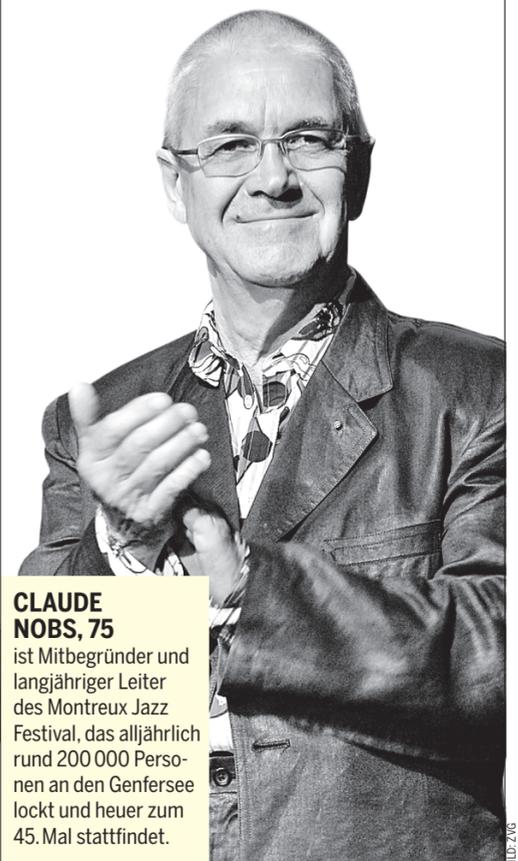
Braucht man dazu die Kirche?

Ich selbst gehe leider nur an Beerdigungen und Hochzeiten in eine Messe. Aber ich habe zwei grosse Herzoperationen hinter mir, und sie haben mein Bewusstsein erweitert. In meinem Wohnort Caux gibt es eine anglikanische Kirche mit einem wunderbaren Holzaltar. Ich liebe dieses Kircheninnere. Aber wenn ich mit meinem Hund den täglichen Spaziergang zu einem Aussichtspunkt mache, von dem aus sich unter mir der Genfersee ausbreitet und im Hintergrund der Mont Blanc glitzert, versetzt mich das genauso in eine andächtige Stimmung.

Brauchen Sie für Ihre Spiritualität die Einsamkeit?

Nicht unbedingt. Meine Spaziergänge sind ja nicht einsam, sondern mein Hund ist dabei. Ich bin in der ganzen Welt herumgereist und möchte jetzt, mit 75 Jahren, einfach diesen majestätischen Anblick des Sees und der Berge geniessen. Es ist die Schönheit der Schöpfung, die mich bewegt. Aber für mich ist es auch eine Art spirituelle Handlung, wenn ich Freunde in mein Chalet einlade und sie bekoche. Teilen ist für mich eine wichtige Handlung. Man muss zuerst etwas geben, bevor man etwas verlangen kann. Leider ist das bei vielen Menschen umgekehrt.

INTERVIEW: MARTIN ARNOLD



CLAUDE NOBS, 75

ist Mitbegründer und langjähriger Leiter des Montreux Jazz Festival, das alljährlich rund 200 000 Personen an den Genfersee lockt und heuer zum 45. Mal stattfindet.



AUFRUF

STUDIE

GESUCHT: EHEMALIGE VERDINGKINDER

Bis in die 1960er-Jahre wurden in der Schweiz Zehntausende von Kindern, oft Waisen oder Halbweisen, in Bauernfamilien verdingt. Dort wurden sie nicht selten gehalten wie Sklaven und mussten für Bett und Brot unerträglich hart arbeiten. Heute sind einstige Verdingkinder alte Frauen und Männer. Über ihre schwere Kindheit wird kaum mehr gesprochen. Das psychologische Institut der Universität Zürich will das ändern: Eine Studie will

erforschen, wie Verdingkinder früher lebten, was aus ihnen geworden ist, wie die Fremdplatzierung sie geprägt hat. Die Studienleiterinnen suchen 200 ehemalige Heim- oder Verdingkinder für ein ausführliches Gespräch. Dieses kann in Zürich oder am Wohnort der Teilnehmer stattfinden. MT

Auskunft und Anmeldung:
Sandy Krammer, 044 635 73 08
s.krammer@psychologie.uzh.ch
Keti Simmen, 044 635 74 57
k.simmen@psychologie.uzh.ch